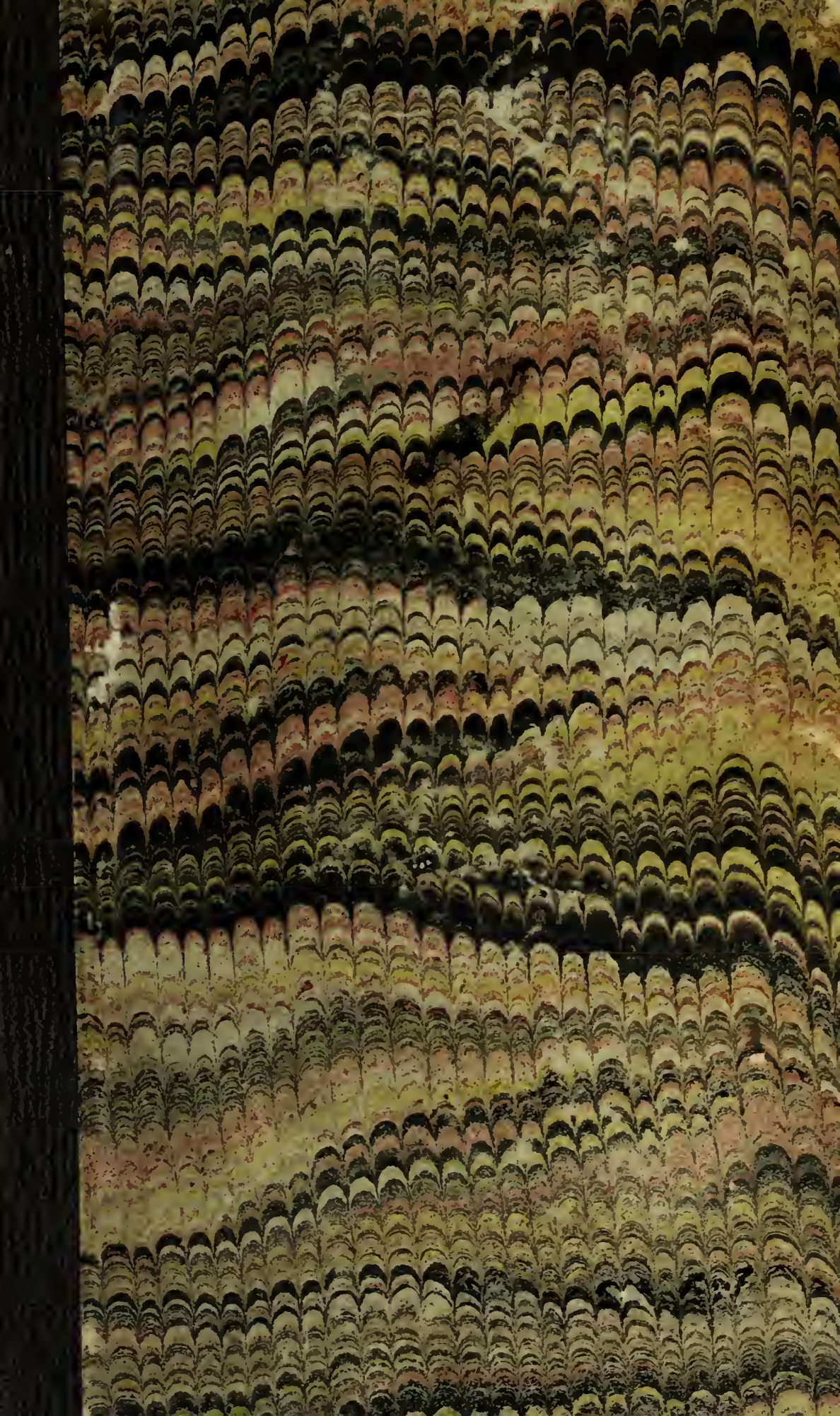
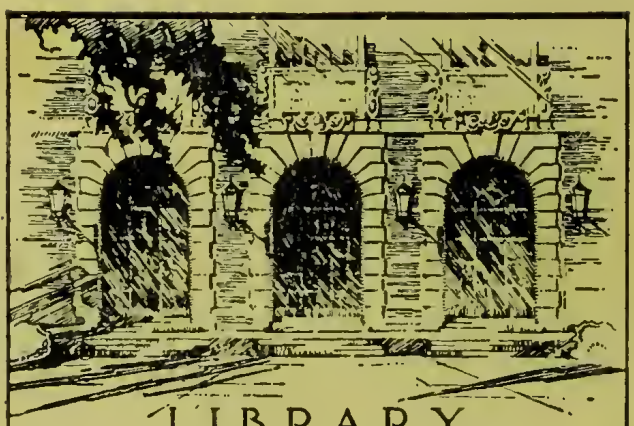


REMOTE STORAGE



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

834T44
K1834

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

11-27

Neue

Cabinets-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Neuntes Supplementbändchen.

L. Tieck und Novalis.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

L. TIECK

Cabinets-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Neue Auswahl in 72 Bändchen
und
28 Supplementbändchen.

Neuntes Supplementbändchen.

Genius der Dichter

Ludwig Tieck

und

Novalis

(Fr. v. Hardenberg.)

Mit Tieck's Portrait.

Hildburghausen u. New-York:
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.
1834.

Microfilm Negative # 92-0074
Humanities Preservation Project

834 T 44
K 1834

REMOTE STORAGE

Literärisch-Biographische Notiz.

Ludwig Tieck.

Geboren 1773.

Die Ueppigkeit der letzten Jahrzehnte an poetischen Bestrebungen ist unermeßlich: aber reich an Gelungenem sind sie nicht. Das Verhältniß ist nicht mehr wie in der goldnen Periode, welche jenen voranging. Seine täglich größere Ausartung, — wer gewahrt sie nicht, wer mag sie läugnen?

Es ist hier nicht der Ort, alle die Ursachen aufzuzählen, welche diese Wahrnehmung veranlaßten. Der Gang der jüngsten Zeitereignisse, der Kampf

der Meinungen auf dem Gebiete der Religion und Politik, von dem die größten Geister unsers Volkes sich nicht freihalten konnten, in dessem Strudel mehrere versanken, — [man denke an Fr. Schlegel, Stolberg, Werner ꝛc.!] zieht immer noch als Kette durch das bunte Gewebe der Tagesliteratur. Deren polemisirende Richtung mag dem Zeitgeschmack zusagen; aber ihrem wahren ästhetischen Werthe ist sie nicht günstig.

Auch Tieck ist nicht frei geblieben von dem Einfluß, den der Kampf der Meinungen über Religion und Politik auf die literärischen Bestrebungen unseres Volkes so sichtbar ausgeübt hat. — Vermittelnd trat er auf — und als Partheihaupt steht er jetzt da einer der thätigsten Kämpfer.

Ludwig Tieck ist geboren zu Berlin am 31. Mai 1773. Ueber seine Jugendgeschichte liegt noch Dunkel. Wir wissen nur, daß sich seine dichterischen Anlagen sehr früh entwickelten, denn schon im 21. Jahre gab er uns seinen Abdallah. (Berlin 1795.) Shakspeare war schon auf der Schule sein erkohrnes Vorbild — von ihm geleitet, ergründete er die Tiefen der wahren Poesie. — Nachdem Tieck einige Jahre auf der Hochschule zu Halle und Göttingen sei-

ner wissenschaftlichen Ausbildung gelebt hatte, begleitete er seinen Busenfreund Wackenroder auf kurze Zeit nach Erlangen, das er später wieder mit Göttingen, zur Fortbildung seines ernsten Studiums der Geschichte und der poetischen Literatur der Alten und Neuern vertauschte.

Nach den Universitätsjahren wendete sich Tieck nach Berlin, wo er mit Nikolai bekannt wurde, lebte dann kurze Zeit in Weimar, wo er sich mit den Gebrüdern Schlegel und Hardenberg innig befreundete, dann in Jena und Hamburg. Hier, in der Tochter des Predigers Alberti, fand er seine Gattin. — Später zog ihn die Freundschaft der Gebrüder Schlegel, und die immer innigere Verbindung mit denselben zu gemeinschaftlichem literärischen Wirken für mehrere Jahre nach Jena. Er war einer der thätigsten Mitarbeiter am Athenäum, dem hauptsächlichsten Organ der von diesen Männern begründeten neuen poetischen Schule. Dasselbe Verhältniß führte ihn später nach Dresden, wo er mit seinem Freund Friedrich Schlegel in den Jahren 1800 — 1802 beider literärische Zwecke mit unermüdlichem Eifer verfolgte. Von Dresden wandte sich Tieck nach Berlin. Da und in der Nähe Frankfurts an der Oder lebte er im Kreise geistesverwandter Freunde ganz sei-

ner Muse. Sein lang entworfener Plan, das gelobte Land der Kunst, Italien, zu besuchen, reifte jetzt zur Ausführung. Roms Kunstwelt und seine Forschungen in der Vatikanischen Bibliothek nach den Ueberresten der altdeutschen Literatur hielten ihn lange an den fremden klassischen Boden gefesselt. Erst 1806 kehrte er in's Vaterland zurück, nicht ohne geschwächte Gesundheit, die später im langwierigsten Körperleiden, der Gicht, allmählig versank. 1818 machte er eine Reise nach England. Beladen mit den Schätzen der altenglischen Literatur, deren Erforschung der Reise Hauptzweck gewesen, kehrte er in demselben Jahre wieder zurück. Seit 1819 lebt Tieck mit seiner Familie in Dresden. Trotz seiner fortwährenden Kränklichkeit lebt er seinem Berufe — der Leitung des königlichen Hoftheaters — mit musterhaftem Eifer. Seine literärische Thätigkeit ist ungeschwächt, und zeigt von einer Herrschaft des Geistes über seine morsche Hülle, die eben so selten, als erstaunenswürdig ist.

Werfen wir nun einen Blick auf Tiecks Schriften. Hier finden wir zuerst den Abdallah und Lovell.

Jenes ist das unreife Erstlingsprodukt einer von den furchtbarsten Shakspeare-Gebilden über-

füllten Phantasie, einer bis zum Uebermaße tragischen Seelenstimmung. Ans Himmelsgewölbe schlagen die Klagen, aber die Stimme des Erhörers finden sie nicht. Lovell ist schon gebildeter, gereifter; aber des Daseins finstere Ansicht des Dichters spiegelt sich hier nur noch finsterer ab. Er hat den Muth das Schicksal mit Fragen zu bestürmen; aber zu antworten fehlt ihm das Geschick. Er verläßt den Leser auf der Folter. — Nur erst mit seinem nächsten Produkte, in dem kleinen Roman Peter Leberecht, offenbart Tieck eine heiterere, obschon immer noch in Schwermuth überwiegende Stimmung, die in dem nächstfolgenden, den Volksmährchen, noch entschiedener hervortrat. Tiecks ganze Eigenthümlichkeit, sein sinniges Gemüth, beschattet von tiefer Schwermuth, die sich in späteren Jahren immer schärfer zur bittern Ironie ausbildete, waltet mit unwiderstehlichem Reiz und durchbebt die Seele des Lesenden mit süßem poetischen Schauder. Vollkommen genießen wir diese Individualität des Dichters im blonden Eckbert, dessen Wahl für unsere Anthologie sich dadurch rechtfertigt. Weniger rein im Runenberg: — die Novelle — der Liebeszauber — verzerrt unsere Empfindung schon zum Entsetzen. — Tieck mag dieß gefühlt haben, denn er legt beim Schluß der Erzäh-

lung seiner Zuhörerin das Urtheil in den Mund: „Es ist nicht auszuhalten! Diese Geschichten gehen zu schneidend durch Mark und Bein, und ich weiß mich vor Schauder in keinen meiner Gedanken zu retten. Es ist geradezu abscheulich, dergleichen zu erfinden. Ich zittere und ängstige mich, und vermuthe, daß aus jedem Busche, aus jeder Laube ein Ungeheuer auf mich zutreten möchte, daß die theuersten bekanntesten Gestalten sich plötzlich in fremde, gespenstische Wesen verwandeln dürften, und man ist und bleibt thöricht, und hört zu, läßt sich von den Worten immer weiter verlocken, bis das ungeheuerste Grauen uns plötzlich erfaßt, und alle vorigen Empfindungen wie in einen Strudel gewaltthätig verschlingt.“ (Phantasus 1., S. 314.)

Mit dem nächsten Erzeugniß unsers Dichters — dem Schauspiel Blaubart — beginnt der Cyklus derjenigen Werke, in welcher das Princip der poetischen Polemik das leitende wird. Er nimmt Parthei gegen die neuere Aufklärung, und bald sehen wir ihn, mit den Gebrüdern Schlegel und Novalis, an der Spitze ihrer Gegner, und als Begründer einer neuen Schule. Die polemische Tendenz seiner Schriften, welche sich von dieser Periode an datiren,

ist hauptsächlich Schuld an den widersprechenden Kritiken, welche ihnen auf eine fast beispiellose Art geworden sind. Während sie die Parthei der Gegner verketzern und mit Koth bewerfen, in eben dem Maaße lobhudeln sie die Freunde, werden sie von den Schülern bis zur Abgeschmacktheit bewundert. So verfuhr man mit den „Wanderungen Franz Sternbalds," (Berlin 1798), einem Roman, den die Tieckianer dem Wilhelm Meister gleichsetzen, während die Gegner nur diejenigen Theile für irgend genießbar erachten, welche Tiecks Freund, Wackenroder, mit dem er das Werk gemeinschaftlich verfaßt hat, angehören. Der Mittelweg mag auch hier der rechte sein. — Der Roman hat sehr gelungene Parthien, treu und wahr, und mit reger Phantasie schildert er uns das Leben der altdeutschen Maler und ihr Verhältniß zum Vaterlande und zur Kunst; aber fern ist Tiecken die Klarheit des Dichter-Königs, dem er, sichtbar genug, nachzuahmen sich bestrebt hat. Eben die Sichtbarkeit dieses Bestrebens nimmt dem Roman, als Kunstwerk, den höchsten Reiz — er steht neben dem Wilhelm Meister da wie eine lobenswerthe Kopie einer Raphaelschen Farbenschöpfung neben dem Urbilde.

Aber groß erscheint Tieck — mächtig als schaffender Genius in Genovefa. Den

Stoff gab ihm die allbekannte alte Legende; aber welche Verarbeitung! Alle Pfeile der Schmähsucht sinken vor dieser hehren Erscheinung kraftlos nieder und ihren Urheber umwindet sie den Scheitel mit des Dichters ewigem Lorber. Dieß war, und [wir wagen nichts mit der Behauptung, wenn wir die neuesten Werke Tiecks mit diesem vergleichen —] dieß bleibt des Dichters Lichtpunkt. Alle seine übrigen Erzeugnisse: sein Oktavian, obschon trefflich im Einzelnen; sein musikalisches Mährchen in Gozzis Manier, (das Ungeheuer und der verzauberte Wald); seine Novellen und kleinern Gedichte schimmern mehr oder weniger vom Abglanz jener Sonne seines Ruhms. — Tiecks Verdienste um die altdeutsche Poesie durch seine freie Bearbeitung der Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, seine Verdienste um Verständniß und Würdigung Shakspeares, und der Mit- und Vor-shakspear'schen englischen Dramatiker haben allgemeine Anerkennung gefunden; seine vortreffliche Uebersetzung von Cervantes köstlichem Don Quixote das gebührende Lob. —

Bei allem Trefflichen, was Tieck geleistet, bleibt es dennoch eine nicht zu leugnende Thatsache: Liebling der Nation war er nie; trotz al-

lem Ruhm war sein Publikum immer nur klein. Er theilt darin seiner Freunde — der Schlegel und Hardenbergs — Geschick. — Sie alle fröhnen der poetischen Mystik — und dieser Mehlthau macht die herrlichsten Früchte ihres Genius dem gesunden Gaume der Menge, danken wir es Gott! ungenießbar. —

Wenn aber der nachfolgenden Blätter Inhalt diese Bemerkung Lügen straft, so erwäge man, es ist ein gewählter. — Der Mystik wuchernde Saat auszustreuen, ist dem Zweck der Encyklopädie entgegen. —

Meyer.

Der blonde Eckbert.

In einer Gegend des Harzes wohnte ein Ritter, den man gewöhnlich nur den blonden Eckbert nannte. Er war ohngefähr vierzig Jahr alt, kaum von mittler Größe, und kurze hellblonde Haare lagen schlicht und dicht an seinem blassen eingefallnen Gesichte. Er lebte sehr ruhig für sich und war niemals in den Fehden seiner Nachbarn verwickelt, auch sah man ihn nur selten außerhalb den Ringmauern seines kleinen Schlosses. Sein Weib liebte die Einsamkeit eben so sehr, und beide schienen sich von Herzen zu lieben, nur klagten sie gewöhnlich darüber, daß der Himmel ihre Ehe mit keinen Kindern segnen wolle.

Nur selten wurde Eckbert von Gästen besucht, und wenn es auch geschah, so wurde ihretwegen fast nichts in dem gewöhnlichen Gange des Lebens geändert, die Mäßigkeit wohnte dort, und die Sparsamkeit selbst schien alles anzuordnen. Eckbert war alsdann heiter und aufgeräumt, nur wenn er allein war, bemerkte man an ihm eine gewisse Verschlossenheit, eine stille zurückhaltende Melancholie.

Niemand kam so häufig auf die Burg als Philipp Walther, ein Mann, an welchen sich Eckbert geschlossen hatte, weil er an ihm ohngefähr dieselbe Art zu denken fand, der auch er am meisten zugethan war. Dieser wohnte eigentlich in Franken, hielt sich aber oft über ein halbes Jahr in der Nähe von Eckberts Burg auf, sammelte Kräuter und Steine, und beschäftigte sich damit, sie in Ordnung zu bringen, er lebte von einem kleinen Vermögen und war von Niemand abhängig. Eckbert begleitete ihn oft auf seinen einsamen Spaziergängen, und mit jedem Jahre entspann sich zwischen ihnen eine innigere Freundschaft.

Es giebt Stunden, in denen es den Menschen ängstigt, wenn er vor seinem Freunde ein Geheimniß haben soll, was er bis dahin oft mit vieler Sorgfalt verborgen hat, die Seele fühlt dann einen unwiderstehlichen Trieb, sich

ganz mitzutheilen, dem Freunde auch das Innerste aufzuschließen, damit er um so mehr unser Freund werde. In diesen Augenblicken geben sich die zarten Seelen einander zu erkennen, und zuweilen geschieht es wohl auch, daß einer vor der Bekanntschaft des andern zurück schreckt.

Es war schon im Herbst, als Eckbert an einem neblichten Abend mit seinem Freunde und seinem Weibe Bertha um das Feuer eines Kamines saß. Die Flamme warf einen hellen Schein durch das Gemach und spielte oben an der Decke, die Nacht sah schwarz zu den Fenstern herein, und die Bäume draußen schüttelten sich vor nasser Kälte. Walther klagte über den weiten Rückweg den er habe, und Eckbert schlug ihm vor, bei ihm zu bleiben, die halbe Nacht unter traulichen Gesprächen hinzubringen, und dann noch in einem Gemache des Hauses bis am Morgen zu schlafen. Walther ging den Vorschlag ein, und nun ward Wein und die Abendmahlzeit herein gebracht, das Feuer durch Holz vermehrt, und das Gespräch der Freunde heitrer und vertraulicher.

Als das Abendessen abgetragen war, und sich die Knechte wieder entfernt hatten, nahm Eckbert die Hand Walthers und sagte: Freund, Ihr solltet Euch einmal von meiner Frau die

Geschichte ihrer Jugend erzählen lassen, die seltsam genug ist. — Gern, sagte Walther, und man setzte sich wieder um den Kamin.

Es war jetzt gerade Mitternacht, der Mond sah abwechselnd durch die vorüber flatternden Wolken. Ihr müßt mich nicht für zudringlich halten, fing Bertha an, mein Mann sagt, daß Ihr so edel denkt, daß es unrecht sei, Euch etwas zu verhehlen. Nur haltet meine Erzählung für kein Mährchen, so sonderbar sie auch klingen mag.

Ich bin in einem Dorfe geboren, mein Vater war ein armer Hirte. Die Haushaltung bei meinen Eltern war nicht zum Besten bestellt, sie wußten sehr oft nicht, wo sie das Brod hernehmen sollten. Was mich aber noch weit mehr jammerte, war, daß mein Vater und meine Mutter sich oft über ihre Armuth entzweiten, und einer dem andern dann bittre Vorwürfe machte. Sonst hört' ich beständig von mir, daß ich ein einfältiges dummes Kind sei, das nicht das unbedeutendste Geschäft auszurichten wisse, und wirklich war ich äußerst ungeschickt und unbeholfen, ich ließ alles aus den Händen fallen, und lernte weder nähen noch spinnen, ich konnte nichts in der Wirthschaft helfen, nur die Noth meiner Eltern verstand ich außerordentlich gut. Oft saß ich dann

im Winkel und füllte meine Vorstellungen damit an, wie ich ihnen helfen wollte, wenn ich plötzlich reich würde, wie ich sie mit Gold und Silber überschütten und mich an ihrem Erstaunen laben möchte, dann sah ich Geister herauf schweben, die mir unterirdische Schätze entdeckten, oder mir kleine Kiesel gaben, die sich in Edelsteine verwandelten, kurz, die wunderbarsten Phantasien beschäftigten mich, und wenn ich nun aufstehen mußte, um irgend etwas zu helfen, oder zu tragen, so zeigte ich mich noch viel ungeschickter, weil mir der Kopf von allen den seltsamen Vorstellungen schwindelte.

Mein Vater war immer sehr ergrimmt auf mich, daß ich eine so ganz unnütze Last des Hauswesens sei, er behandelte mich daher oft ziemlich grausam, und es war selten, daß ich ein freundliches Wort von ihm vernahm. So war ich ungefähr acht Jahr alt geworden, und es wurden nun ernstliche Anstalten gemacht, daß ich etwas thun, oder lernen sollte. Mein Vater glaubte, es wäre nur Eigensinn oder Trägheit von mir, um meine Tage in Müssiggang hinzubringen, genug, er setzte mir mit Drohungen unbeschreiblich zu, da diese aber doch nichts fruchteten, züchtigte er mich auf die grausamste Art, und fügte hinzu, daß diese Strafe

mit jedem Tage wiederkehren sollte, weil ich doch nur ein unnützes Geschöpf sei.

Die ganze Nacht hindurch weint' ich herzlich, ich fühlte mich so außerordentlich verlassen, ich hatte ein solches Mitleid mit mir selber, daß ich zu sterben wünschte. Ich fürchtete den Anbruch des Tages, ich wußte durchaus nicht, was ich anfangen sollte, ich wünschte mir alle mögliche Geschicklichkeit, und konnte gar nicht begreifen, warum ich einfältiger sei, als die übrigen Kinder meiner Bekanntschaft. Ich war der Verzweiflung nahe.

Als der Tag graute, stand ich auf und eröffnete, fast ohne daß ich es wußte, die Thür unsrer kleinen Hütte. Ich stand auf dem freien Felde, bald darauf war ich in einem Walde, in den der Tag fast noch nicht hinein blickte. Ich lief immerfort, ohne mich umzusehn, ich fühlte keine Müdigkeit, denn ich glaubte immer mein Vater würde mich noch wieder einholen, und durch meine Flucht gereizt mich noch grausamer behandeln.

Als ich aus dem Walde wieder heraus trat, stand die Sonne schon ziemlich hoch, ich sah jetzt etwas dunkles vor mir liegen, welches ein dichter Nebel bedeckte. Bald mußte ich über Hügel klettern, bald durch einen zwischen Felsen gewundenen Weg gehen, und ich errieth nun, daß

ich mich wohl in dem benachbarten Gebirge befinden müsse, worüber ich anfing mich in der Einsamkeit zu fürchten. Denn ich hatte in der Ebene noch keine Berge gesehn, und das bloße Wort Gebirge, wenn ich davon hatte reden hören, war meinem kindischen Ohr ein fürchterlicher Ton gewesen. Ich hatte nicht das Herz zurück zu gehn, sondern eben meine Angst trieb mich vorwärts; oft sah ich mich erschrocken um, wenn der Wind über mir weg durch die Bäume fuhr, oder ein ferner Holzschlag weit durch den stillen Morgen hintönte. Als mir Köhler und Bergleute einander begegneten und ich eine fremde Aussprache hörte, wäre ich vor Entsetzen fast in Ohnmacht gesunken.

Ich kam durch mehrere Dörfer und bettelte, weil ich jetzt Hunger und Durst empfand, ich half mir so ziemlich mit meinen Antworten durch, wenn ich gefragt wurde. So war ich ohngefähr vier Tage fortgewandert, als ich auf einen kleinen Fußsteig gerieth, der mich von der großen Straße immer mehr entfernte. Die Felsen um mich her gewannen jetzt eine andre, weit seltsamere Gestalt. Es waren Klippen, so auf einander gepackt, daß es das Ansehen hatte, als wenn sie der erste Windstoß durch einander werfen würde. Ich wußte nicht, ob ich weiter gehn sollte. Ich hatte des Nachts immer im

Walde geschlafen, denn es war gerade zur schönsten Jahrszeit, oder in abgelegenen Schäferhütten; hier traf ich aber gar keine menschliche Wohnung und konnte auch nicht vermuthen in dieser Wildniß auf eine zu stoßen; die Felsen wurden immer furchtbarer, ich mußte oft dicht an schwindlichten Abgründen vorbeigehn, und endlich hörte sogar der Weg unter meinen Füßen auf. Ich war ganz trostlos, ich weinte und schrie, und in den Felsenthälern hallte meine Stimme auf eine schreckliche Art zurück. Nun brach die Nacht herein, und ich suchte mir eine Moosstelle aus, um dort zu ruhn. Ich konnte nicht schlafen; in der Nacht hörte ich die seltsamsten Töne, bald hielt ich es für wilde Thiere, bald für den Wind, der durch die Felsen klage, bald für fremde Vögel. Ich betete, und schlief nur spät gegen Morgen ein.

Ich erwachte, als mir der Tag ins Gesicht schien. Vor mir war ein steiler Felsen, ich kletterte in der Hoffnung hinauf, von dort den Ausgang aus der Wildniß zu entdecken, und vielleicht Wohnungen oder Menschen gewahr zu werden. Als ich aber oben stand, war alles, so weit nur mein Auge reichte, eben so, wie um mich her, alles war mit einem neblichten Dufte überzogen, der Tag war grau und trübe,

und keinen Baum, keine Wiese, selbst kein Gebüsch konnte mein Auge entdecken, einzelne Sträucher ausgenommen, die einsam und betrübt in engen Felsenritzen empor geschossen waren. Es ist unbeschreiblich, welche Sehnsucht ich empfand, nur eines Menschen ansichtig zu werden, wäre es auch, daß ich mich vor ihm hätte fürchten müssen. Zugleich empfand ich einen peinigenden Hunger, ich setzte mich nieder und beschloß zu sterben. Aber nach einiger Zeit trug die Lust zu leben dennoch den Sieg davon, ich raffte mich auf und ging unter Thränen, unter abgebrochenen Seufzern den ganzen Tag hindurch; am Ende war ich mir meiner kaum noch bewußt, ich war müde und erschöpft, ich wünschte kaum noch zu leben, und fürchtete doch den Tod.

Gegen Abend schien die Gegend umher etwas freundlicher zu werden, meine Gedanken, meine Wünsche lebten wieder auf, die Lust zum Leben erwachte in allen meinen Adern. Ich glaubte jetzt das Gesause einer Mühle aus der Ferne zu hören, ich verdoppelte meine Schritte, und wie wohl, wie leicht ward mir, als ich endlich wirklich die Gränzen der öden Felsen erreichte, ich sah Wälder und Wiesen mit fernen angenehmen Bergen wieder vor mir liegen. Mir war, als wenn ich aus der Hölle in ein

Paradies getreten wäre, die Einsamkeit und meine Hülflosigkeit schienen mir nun gar nicht fürchterlich.

Statt der gehofften Mühle stieß ich auf einen Wasserfall, der meine Freude freilich um vieles minderte; ich schöpfte mit der Hand einen Trunk aus dem Bache, als mir plötzlich war, als höre ich in einiger Entfernung ein leises Husten. Nie bin ich so angenehm überrascht worden, als in diesem Augenblick, ich ging näher und ward an der Ecke des Waldes eine alte Frau gewahr, die auszuruhen schien. Sie war fast ganz schwarz gekleidet, und eine schwarze Kappe bedeckte ihren Kopf und einen großen Theil des Gesichtes, in der Hand hielt sie einen Krückenstock.

Ich näherte mich ihr und bat um ihre Hülfe, sie ließ mich neben sich niedersitzen und gab mir Brod und etwas Wein. Indem ich aß, sang sie mit kreischendem Ton ein geistliches Lied. Als sie geendet hatte, sagte sie mir, ich möchte ihr folgen.

Ich war über diesen Antrag sehr erfreut, so wunderlich mir auch die Stimme und das Wesen der Alten vorkam. Mit ihrem Krückenstocke ging sie ziemlich behende, und bei jedem Schritte verzog sie ihr Gesicht so, daß ich im Anfange darüber lachen mußte. Die wilden Felsen traten

immer weiter hinter uns zurück, wir gingen über eine angenehme Wiese, und dann durch einen ziemlich langen Wald. Als wir heraus traten, ging die Sonne gerade unter, und ich werde den Anblick und die Empfindung dieses Abends nie vergessen. In das sanfteste Roth und Gold war alles verschmolzen, die Bäume standen mit ihren Wipfeln in der Abendröthe, und über den Feldern lag der entzückende Schein, die Wälder und die Blätter der Bäume standen still, der reine Himmel sah aus wie ein aufgeschlossenes Paradies, und das Rieseln der Quellen, und von Zeit zu Zeit das Flüstern der Bäume tönte durch die heitre Stille wie in wehmüthiger Freude. Meine junge Seele bekam jetzt zuerst eine Ahndung von der Welt und ihren Begebenheiten. Ich vergaß mich und meine Führerin, mein Geist und meine Augen schwärmten nur zwischen den goldnen Wolken.

Wir stiegen nun einen Hügel hinan, der mit Birken bepflanzt war, von oben sah man in ein grünes Thal voller Birken hinein, und unten mitten in den Bäumen lag eine kleine Hütte. Ein munteres Bellen kam uns entgegen, und bald sprang ein kleiner behender Hund die Alte an und wedelte, dann kam er zu mir, besah mich von allen Seiten, und kehrte mit freundlichen Geberden zur Alten zurück.

Als wir vom Hügel hinunter gingen, hörte ich einen wunderbaren Gesang, der aus der Hütte zu kommen schien, wie von einem Vogel, es sang:

Waldeinsamkeit
Die mich erfreut,
So morgen wie heut
In ew'ger Zeit,
O wie mich freut
Waldeinsamkeit.

Diese wenigen Worte wurden beständig wiederholt, wenn ich es beschreiben soll, so war es fast, als wenn Waldhorn und Schallmeyn ganz in der Ferne durch einander spielen.

Meine Neugier war außerordentlich gespannt; ohne daß ich auf den Befehl der Alten wartete, trat ich mit in die Hütte. Die Dämmerung war schon eingebrochen, alles war ordentlich aufgeräumt, einige Becher standen auf einem Wandschranke, fremdartige Gefäße auf einem Tische, in einem glänzenden Käfig hing ein Vogel am Fenster, und er war es wirklich, der die Worte sang. Die Alte keichte und hustete, sie schien sich gar nicht wieder erholen zu können, bald streichelte sie den kleinen Hund, bald sprach sie mit dem Vogel, der ihr nur mit seinem gewöhnlichen Liede Antwort gab; übrigens that sie gar nicht, als wenn ich zugegen

wäre. Indem ich sie so betrachtete, überlief mich mancher Schauer, denn ihr Gesicht war in ewiger Bewegung, indem sie dazu wie vor Alter mit dem Kopf schüttelte, so daß ich durchaus nicht wissen konnte, wie ihr eigentliches Aussehen beschaffen war.

Als sie sich erholt hatte, zündete sie Licht an, deckte einen ganz kleinen Tisch und trug das Abendessen auf. Jetzt sah sie sich nach mir um, und hieß mir einen von den geflochtenen Rohrstühlen nehmen. So saß ich ihr nun dicht gegenüber und das Licht stand zwischen uns. Sie faltete ihre knöchernen Hände und betete laut, indem sie ihre Gesichtsverzerrungen machte, so daß es mich beinahe wieder zum Lachen gebracht hätte; aber ich nahm mich sehr in Acht, um sie nicht boshaft zu machen.

Nach dem Abendessen betete sie wieder, und dann wies sie mir in einer niedrigen und engen Kammer ein Bett an; sie schlief in der Stube. Ich blieb nicht lange munter, ich war halb betäubt, aber in der Nacht wachte ich einigemal auf, und dann hörte ich die Alte husten und mit dem Hunde sprechen, und den Vogel dazwischen, der im Traum zu sein schien, und immer nur einzelne Worte von seinem Liede sang. Das machte mit den Birken, die vor dem Fenster rauschten, und mit dem Gesang

einer entfernten Nachtigall ein so wunderbares Gemisch, daß es mir immer nicht war, als sei ich erwacht, sondern als fiele ich nur in einen andern noch seltsamern Traum.

Am Morgen weckte mich die Alte, und wies mich bald nachher zur Arbeit an. Ich mußte spinnen, uud ich begriff es nun auch bald, dabei hatte ich noch für den Hund und für den Vogel zu sorgen. Ich lernte mich schnell in die Wirthschaft finden, und alle Gegenstände umher wurden mir bekannt: nun war mir, als müßte alles so sein, ich dachte gar nicht mehr daran, daß die Alte etwas Seltsames an sich habe, daß die Wohnung abentheuerlich und von allen Menschen entfernt liege, und daß an dem Vogel etwas Außerordentliches sei. Seine Schönheit fiel mir zwar immer auf, denn seine Federn glänzten mit allen möglichen Farben, das schönste Hellblau und das brennendste Roth wechselten an seinem Halse und Leibe, und wenn er sang, blähte er sich stolz auf, so daß sich seine Federn noch prächtiger zeigten.

Oft ging die Alte aus und kam erst am Abend zurück, ich ging ihr dann mit dem Hunde entgegen, und sie nannte mich Kind und Tochter. Ich ward ihr endlich von Herzen gut, wie sich unser Sinn denn an alles, besonders in der Kindheit gewöhnt. In den Abendstunden

lehrte sie mich lesen, ich begriff es bald, und es ward nachher in meiner Einsamkeit eine Quelle von unendlichem Vergnügen, denn sie hatte einige alte geschriebene Bücher, die wunderbare Geschichten enthielten.

Die Erinnerung an meine damalige Lebensart ist mir noch bis jetzt immer seltsam: von keinem menschlichen Geschöpfe besucht, nur in einem so kleinen Familienzirkel einheimisch, denn der Hund und der Vogel machten denselben Eindruck anf mich, den sonst nur längst gekannte Freunde hervor bringen. Ich habe mich immer nicht wieder auf den seltsamen Namen des Hundes besinnen können, so oft ich ihn auch damals nannte.

Vier Jahre hatte ich so mit der Alten gelebt, und ich mochte ungefähr zwölf Jahre alt sein, als sie mir endlich mehr vertraute, und mir ein Geheimniß entdeckte. Der Vogel legte nämlich an jedem Tage ein Ei, in dem sich eine Perl oder ein Edelstein befand. Ich hatte schon immer bemerkt, daß sie heimlich in dem Käfige wirthschafte, mich aber nie genauer darum bekümmert. Sie trug mir jetzt das Geschäft auf, in ihrer Abwesenheit diese Eier zu nehmen und in den fremdartigen Gefäßen wohl zu verwahren. Sie ließ mir meine Nahrung zurück und blieb nun länger aus, Wochen, Monate;

mein Rädchen schnurrte, der Hund bellte, der wunderbare Vogel sang, und dabei war alles so still in der Gegend umher, daß ich mich in der ganzen Zeit keines Sturmwindes, keines Gewitters erinnerte. Kein Mensch verirrte sich dorthin, kein Wild kam unserer Behausung nahe, ich war zufrieden und arbeitete mich von einem Tage zum andern hinüber. — Der Mensch wäre vielleicht recht glücklich, wenn er so ungestört sein Leben bis ans Ende fortführen könnte.

Aus dem wenigen, was ich las, bildete ich mir ganz wunderliche Vorstellungen von der Welt und den Menschen, alles war von mir und meiner Gesellschaft hergenommen: wenn von lustigen Leuten die Rede war, konnte ich sie mir nicht anders vorstellen, wie den kleinen Spitz, prächtige Damen sahen immer wie der Vogel aus, alle alte Frauen wie meine wunderliche Alte. Ich hatte auch von Liebe etwas gelesen, und spielte nun in meiner Phantasie seltsame Geschichten mit mir selber. Ich dachte mir den schönsten Ritter von der Welt, ich schmückte ihn mit allen Vortrefflichkeiten aus, ohne eigentlich zu wissen, wie er nun nach allen meinen Bemühungen aussah: aber ich konnte ein rechtes Mitleid mit mir selber haben, wenn er mich nicht wieder liebte; dann sagte ich lange

rührende Reden in Gedanken her, zuweilen auch wohl laut, um ihn nur zu gewinnen. — Ihr lächelt! wir sind jetzt freilich alle über diese Zeit der Jugend hinüber.

Es war mir jetzt lieber, wenn ich allein war, denn alsdann war ich selbst die Gebieterin im Hause. Der Hund liebte mich sehr und that alles was ich wollte, der Vogel antwortete mir mit seinem Liede auf alle meine Fragen, mein Rädchen drehte sich immer munter, und so fühlte ich im Grunde nie einen Wunsch nach Veränderung. Wenn die Alte von ihren langen Wanderungen zurück kam, lobte sie meine Aufmerksamkeit, sie sagte, daß ihre Haushaltung, seit ich dazu gehöre, weit ordentlicher geführt werde, sie freute sich über mein Wachsthum und mein gesundes Aussehen, kurz, sie ging ganz mit mir wie mit einer Tochter um.

Du bist brav, mein Kind! sagte sie einst zu mir mit einem schnarrenden Tone; wenn Du so fort fährst, wird es dir auch immer gut gehn; aber nie gedeiht es, wenn man von der rechten Bahn abweicht, die Strafe folgt nach, wenn auch noch so spät. — Indem sie das sagte, achtete ich eben nicht sehr darauf, denn ich war in allen meinen Bewegungen und meinem ganzen Wesen sehr lebhaft; aber in der Nacht fiel es mir wieder ein, und ich konnte

nicht begreifen, was sie damit hatte sagen wollen. Ich überlegte alle Worte genau, ich hatte wohl von Reichthümern gelesen, und am Ende fiel mir ein, daß ihre Perlen und Edelsteine wohl etwas Kostbares sein könnten. Dieser Gedanke wurde mir bald noch deutlicher. Aber was konnte sie mit der rechten Bahn meinen? Ganz konnte ich den Sinn ihrer Worte noch immer nicht fassen.

Ich war jetzt vierzehn Jahr alt, und es ist ein Unglück für den Menschen, daß er seinen Verstand nur darum bekömmt, um die Unschuld seiner Seele zu verlieren. Ich begriff nämlich wohl, daß es nur auf mich ankomme, in der Abwesenheit der Alten den Vogel und die Kleinodien zu nehmen, und damit die Welt, von der ich gelesen hatte, aufzusuchen. Zugleich war es mir dann vielleicht möglich, den überaus schönen Ritter anzutreffen, der mir immer noch im Gedächtnisse lag.

Im Anfange war dieser Gedanke nichts weiter als jeder andere Gedanke, aber wenn ich so an meinem Rade saß, so kam er mir immer wider Willen zurück, und ich verlor mich so in ihm, daß ich mich schon herrlich geschmückt sah, und Ritter und Prinzen um mich her. Wenn ich mich so vergessen hatte, konnte ich ordentlich betrübt werden, wenn ich wieder aufschaute

und mich in der kleinen Wohnung antraf. Uebrigens, wenn ich meine Geschäfte that, bekümmerte sich die Alte nicht weiter um mein Wesen.

An einem Tage ging meine Wirthin wieder fort, und sagte mir, daß sie dießmal länger als wie gewöhnlich ausbleiben werde, ich solle ja auf alles Acht geben und mir die Zeit nicht lang werden lassen. Ich nahm mit einer gewissen Bangigkeit von ihr Abschied, denn es war mir, als würde ich sie nicht wieder sehn. Ich sah ihr lange nach und wußte selbst nicht, warum ich so beängstigt war; es war fast, als wenn mein Vorhaben schon vor mir stände, ohne dessen deutlich mir bewußt zu sein.

Nie hab' ich des Hundes und des Vogels mit einer solchen Aemsigkeit gepflegt, sie lagen mir näher am Herzen als sonst. Die Alte war schon einige Tage abwesend, als ich mit dem festen Vorsatze aufstand, mit dem Vogel die Hütte zu verlassen, und die sogenannte Welt aufzusuchen. Es war mir enge und bedrängt zu Sinne, ich wünschte wieder da zu bleiben, und doch war mir der Gedanke widerwärtig; es war ein seltsamer Kampf in meiner Seele, wie ein Streiten von zwei widerspenstigen Geistern in mir. In einem Augenblicke kam mir die ruhige Einsamkeit so schön vor, dann entzückte mich wieder die Vorstellung einer neuen

Welt, mit allen ihren wunderbaren Mannigfaltigkeiten.

Ich wußte nicht, was ich aus mir selber machen sollte, der Hund sprang mich unaufhörlich an, der Sonnenschein breitete sich munter über die Felder aus, die grünen Birken funkelten: ich hatte die Empfindung, als wenn ich etwas sehr Eiliges zu thun hätte, ich griff also den kleinen Hund, band ihn in der Stube fest, und nahm dann den Käfig mit dem Vogel unter den Arm. Der Hund krümmte sich und winselte über diese ungewohnte Behandlung, er sah mich mit bittenden Augen an, aber ich fürchtete mich ihn mit mir zu nehmen. Noch nahm ich eins von den Gefäßen, das mit Edelsteinen angefüllt war, und steckte es zu mir, die übrigen ließ ich stehn.

Der Vogel drehte den Kopf auf eine wunderliche Weise, als ich mit ihm zur Thür hinaus trat, der Hund strengte sich sehr an, mir nachzukommen, aber er mußte zurück bleiben.

Ich vermied den Weg nach den wilden Felsen und ging nach der entgegengesetzten Seite. Der Hund bellte und winselte immerfort, und es rührte mich recht inniglich; der Vogel wollte einigemal zu singen anfangen, aber da er getragen ward, mußte es ihm wohl unbequem fallen.

So wie ich weiter ging, hörte ich das Bellen immer schwächer, und endlich hörte es ganz auf. Ich weinte und wäre beinahe wieder umgekehrt, aber die Sucht etwas Neues zu sehn, trieb mich vorwärts.

Schon war ich über Berge und durch einige Wälder gekommen, als es Abend ward, und ich in einem Dorfe einkehren mußte. Ich war sehr blöde als ich in die Schenke trat, man wies mir eine Stube und ein Bette an, ich schlief ziemlich ruhig, nur daß ich von der Alten träumte, die mir drohte.

Meine Reise war ziemlich einförmig, aber je weiter ich ging, je mehr ängstigte mich die Vorstellung von der Alten und dem kleinen Hunde; ich dachte daran, daß er wahrscheinlich ohne meine Hülfe verhungern müsse, im Walde glaubt' ich oft die Alte würde mir plötzlich entgegen treten. So legte ich unter Thränen und Seufzern den Weg zurück; so oft ich ruhte, und den Käfig auf den Boden stellte, sang der Vogel sein wunderliches Lied, und ich erinnerte mich dabei recht lebhaft des schönen verlassenen Aufenthalts. Wie die menschliche Natur vergeßlich ist, so glaubt' ich jetzt, meine vormalige Reise in der Kindheit sei nicht so trübselig gewesen als meine jetzige; ich wünschte mich wieder in derselben Lage zu sein.

Ich hatte einige Edelsteine verkauft, und kam nun nach einer Wanderschaft von vielen Tagen in einem Dorfe an. Schon beim Eintritt ward mir wundersam zu Muthe, ich erschrack und wußte nicht worüber; aber bald erkannt' ich mich, denn es war dasselbe Dorf, in welchem ich geboren war. Wie ward ich überrascht! Wie liefen mir vor Freuden, wegen tausend seltsamer Erinnerungen, die Thränen von den Wangen! Vieles war verändert, es waren neue Häuser entstanden, andre die man damals erst errichtet hatte, waren jetzt verfallen, ich traf auch Brandstellen; alles war weit kleiner, gedrängter als ich erwartet hatte. Unendlich freute ich mich darauf, meine Eltern nun nach so manchen Jahren wieder zu sehn; ich fand das kleine Haus, die wohlbekannte Schwelle, der Griff der Thür war noch ganz so wie damals, es war mir, als hätte ich sie nur gestern erst angelehnt. mein Herz klopfte ungestüm, ich öffnete sie hastig, — aber ganz fremde Gesichter saßen in der Stube umher und stierten mich an. Ich fragte nach dem Schäfer Martin, und man sagte mir, er sei schon seit drei Jahren mit seiner Frau gestorben. — Ich trat schnell zurück, und ging laut weinend aus dem Dorfe hinaus.

Ich hatte es mir so schön gedacht, sie mit

meinem Reichthume zu überraschen; durch den seltsamsten Zufall war das nun wirklich geworden, was ich in der Kindheit immer nur träumte, — und jetzt war alles umsonst, sie konnten sich nicht mit mir freuen, und das, worauf ich am meisten immer im Leben gehofft hatte, was für mich auf ewig verloren.

In einer angenehmen Stadt miethete ich mir ein kleines Haus mit einem Garten, und nahm eine Aufwärterin zu mir. So wunderbar, als ich es vermuthet hatte, kam mir die Welt nicht vor, aber ich vergaß die Alte und meinen ehemaligen Aufenthalt etwas mehr, und so lebt' ich im Ganzen recht zufrieden.

Der Vogel hatte schon seit lange nicht mehr gesungen; ich erschrack daher nicht wenig, als er in einer Nacht plötzlich wieder anfing, und zwar mit einem veränderten Liede. Er sang:

Waldeinsamkeit
Wie liegst du weit!
O dich gereut
Einst mit der Zeit. —
Ach einzge Freud
Waldeinsamkeit!

Ich konnte die Nacht hindurch nicht schlafen, alles fiel mir von neuem in die Gedanken, und mehr als jemals fühlt' ich, daß ich Unrecht gethan hatte. Als ich aufstand, war mir der Anblick des Vogels ordentlich zuwider, er sah im-

mer nach mir hin, und seine Gegenwart ängstigte mich. Er hörte nun mit seinem Liede gar nicht wieder auf, und er sang es lauter und schallender, als er es sonst gewohnt gewesen war. Je mehr ich ihn betrachtete, je bänger machte er mich; ich öffnete endlich den Käfig, steckte die Hand hinein und faßte seinen Hals, herzhaft drückte ich die Finger zusammen, er sah mich bittend an, ich ließ los, aber er war schon gestorben. — Ich begrub ihn im Garten.

Jetzt wandelte mich oft eine Furcht vor meiner Aufwärterin an, ich dachte an mich selbst zurück, und glaubte, daß sie mich auch einst berauben oder wohl gar ermorden könne. — Schon lange kannt' ich einen jungen Ritter, der mir überaus gefiel, ich gab ihn meine Hand, — und hiermit, Herr Walter, ist meine Geschichte geendigt.

Ihr hättet sie damals sehen sollen, fiel Eckbert hastig ein, — ihre Jugend, ihre Schönheit, und welch einen unbegreiflichen Reiz ihr ihre einsame Erziehung gegeben hatte. Sie kam mir vor wie ein Wunder, und ich liebte sie ganz unbeschreiblich. Ich hatte kein Vermögen, aber durch ihre Liebe kam ich in diesen Wohlstand; wir zogen hieher, und unsre Verbindung hat uns bis jetzt noch keinen Augenblick gereut. —

Aber über unser Schwatzen, fing Bertha wie-

der an, ist es schon tief in die Nacht geworden, — wir wollen uns schlafen legen.

Sie stand auf und ging nach ihrer Kammer. Walther wünschte ihr mit einem Handkusse eine gute Nacht, und sagte: edle Frau, ich danke Euch, ich kann mir Euch recht vorstellen, mit dem seltsamen Vogel, und wie Ihr den kleinen Strohmian füttert.

Auch Walther legte sich schlafen, nur Eckbert ging noch unruhig im Saale auf und ab. — Ist der Mensch nicht ein Thor? fing er endlich an; ich bin erst die Veranlassung, daß meine Frau ihre Geschichte erzählt, und jetzt gereut mich diese Vertraulichkeit! — Wird er sie nicht mißbrauchen? Wird er sie nicht andern mittheilen? Wird er nicht vielleicht, denn das ist die Natur des Menschen, eine unselige Habsucht nach unsern Edelgesteinen empfinden, und deswegen Plane anlegen und sich verstellen?

Es fiel ihm ein, daß Walther nicht so herzlich von ihm Abschied genommen hatte, als es nach einer solchen Vertraulichkeit wohl natürlich gewesen wäre. Wenn die Seele erst einmal zum Argwohn gespannt ist, so trifft sie auch in allen Kleinigkeiten Bestätigungen an. Dann warf sich Eckbert wieder sein unedles Mißtrauen gegen seinen wackern Freund vor, und konnte doch nicht davon zurückkehren. Er schlug sich

die ganze Nacht mit diesen Vorstellungen herum, und schlief nur wenig.

Bertha war krank und konnte nicht zum Frühstück erscheinen; Walther schien sich nicht viel darum zu bekümmern, und verließ auch den Ritter ziemlich gleichgültig. Eckbert konnte sein Betragen nicht begreifen; er besuchte seine Gattin, sie lag in einer Fieberhitze und sagte, die Erzählung in der Nacht müsse sie auf diese Art gespannt haben.

Seit diesem Abend besuchte Walther nur selten die Burg seines Freundes, und wenn er auch kam, ging er nach einigen unbedeutenden Worten wieder weg. Eckbert ward durch dieses Betragen im äußersten Grade gepeinigt; er ließ sich zwar gegen Bertha und Walther nichts davon merken, aber jeder mußte doch seine innerliche Unruhe an ihm gewahr werden.

Mit Berthas Krankheit ward es immer bedenklicher; der Arzt ward ängstlich, die Röthe von ihren Wangen war verschwunden, und ihre Augen wurden immer glühender. — An einem Morgen ließ sie ihren Mann an ihr Bette rufen, die Mägde mußten sich entfernen.

Lieber Mann, fing sie an, ich muß dir etwas entdecken, das mich fast um meinen Verstand gebracht hat, das meine Gesundheit zerrüttet, so eine unbedeutende Kleinigkeit es auch an sich

ſcheinen möchte. — Du weißt, daß ich mich immer nicht, ſo oft ich von meiner Kindheit ſprach, trotz aller angewandten Mühe auf den Namen des kleinen Hundes beſinnen konnte, mit welchem ich ſo lange umging; an jenem Abend ſagte Walther beim Abſchiede plötzlich zu mir: ich kann mir euch recht vorſtellen, wie Ihr den kleinen Strohmian füttert. Iſt das Zufall? Hat er den Namen errathen, weiß er ihn und hat er ihn mit Vorſatz genannt? Und wie hängt dieſer Menſch dann mit meinem Schickſale zuſammen? Zuweilen kämpfe ich mit mir, als ob ich mir dieſe Seltſamkeit nur einbilde, aber es iſt gewiß, nur zu gewiß. Ein gewaltiges Entſetzen befiel mich, als mir ein fremder Menſch, ſo zu meinen Erinnerungen half. Was ſagſt du, Eckbert?

Eckbert ſah ſeine leidende Gattin mit einem tiefen Gefühle an, er ſchwieg und dachte bei ſich nach, dann ſagte er ihr einige tröſtende Worte und verließ ſie. In einem abgelegenen Gemache ging er in unbeſchreiblicher Unruhe auf und ab. Walther war ſeit vielen Jahren ſein einziger Umgang geweſen, und doch war dieſer Menſch jetzt der einzige in der Welt, deſſen Daſein ihn drückte und peinigte. Es ſchien ihm, als würde ihm froh und leicht ſein, wenn nur dieſes einzige Weſen aus ſeinem Wege gerückt

werden könnte. Er nahm seine Armbrust, um sich zu zerstreuen und auf die Jagd zu gehn.

Es war ein rauher stürmischer Wintertag, tiefer Schnee lag auf den Bergen und bog die Zweige der Bäume nieder. Er streifte umher, der Schweiß stand ihm auf der Stirne, er traf auf kein Wild, und das vermehrte seinen Unmuth. Plötzlich sah er sich etwas in der Ferne bewegen, es war Walther, der Moos von den Bäumen sammelte; ohne zu wissen was er that legte er an, Walther sah sich um, und drohte mit einer stummen Geberde, aber indem flog der Bolzen ab, und Walther stürzte nieder.

Eckbert fühlte sich leicht und beruhigt, und doch trieb ihn ein Schauder nach seiner Burg zurück; er hatte einen großen Weg zu machen, denn er war weit in die Wälder verirrt. — Als er ankam, war Bertha schon gestorben; sie hatte vor ihrem Tode noch viel von Walther und der Alten gesprochen.

Eckbert lebte nun eine lange Zeit in der größten Einsamkeit; er war schon sonst immer schwermüthig gewesen, weil ihn die seltsame Geschichte seiner Gattin beunruhigte, und er irgend einen unglücklichen Vorfall, der sich ereignen könnte, befürchtete: aber jetzt war er ganz mit sich zerfallen. Die Ermordung seines Freundes

stand ihm unaufhörlich vor Augen, er lebte unter ewigen innern Vorwürfen.

Um sich zu zerstreuen, begab er sich zuweilen nach der nächsten großen Stadt, wo er Gesellschaften und Feste besuchte. Er wünschte durch irgend einen Freund die Leere in seiner Seele auszufüllen, und wenn er dann wieder an Walther zurück dachte, so erschrack er vor dem Gedanken, einen Freund zu finden, denn er war überzeugt, daß er nur unglücklich mit jedweden Freunde sein könne. Er hatte so lange mit Bertha in einer schönen Ruhe gelebt, die Freundschaft Walthers hatte ihn so manches Jahr hindurch beglückt, und jetzt waren beide so plötzlich dahin gerafft, daß ihm sein Leben in manchen Augenblicken mehr wie ein seltsames Mährchen, als wie ein wirklicher Lebenslauf erschien.

Ein junger Ritter, Hugo, schloß sich an den stillen betrübten Eckbert, und schien eine wahrhafte Zuneigung gegen ihn zu empfinden. Eckbert fand sich auf eine wunderbare Art überrascht, er kam der Freundschaft des Ritters um so schneller entgegen, je weniger er sie vermuthet hatte. Beide waren nun häufig beisammen, der Fremde erzeigte Eckbert alle möglichen Gefälligkeiten, einer ritt fast nicht mehr ohne den andern aus, in allen Gesellschaften trafen sie sich, kurz, sie schienen unzertrennlich.

Eckbert war immer nur auf kurze Augenblicke froh, denn er fühlte es deutlich, daß ihn Hugo nur aus einem Irrthume liebe; jener kannte ihn nicht, wußte seine Geschichte nicht, und er fühlte wieder denselben Drang, sie ihm ganz mitzutheilen, damit er versichert sein könne, ob jener auch wahrhaft sein Freund sei. Dann hielten ihn wieder Bedenklichkeiten und die Furcht verabscheut zu werden, zurück. In manchen Stunden war er so sehr von seiner Nichtswürdigkeit überzeugt, daß er glaubte, kein Mensch könne ihn seiner Achtung würdigen, für den er nicht ein völliger Fremdling sei. Aber dennoch konnte er sich nicht widerstehn; auf einem einsamen Spazierritte entdeckte er seinem Freunde seine ganze Geschichte, und fragte ihn dann, ob er wohl einen Mörder lieben könne. Hugo war gerührt, und suchte ihn zu trösten; Eckbert folgte ihm mit leichterm Herzen zur Stadt.

Es schien aber seine Verdammniß zu sein, gerade in der Stunde des Vertrauens Argwohn zu schöpfen, denn kaum waren sie in den Saal getreten, als ihm beim Schein der vielen Lichter die Mienen seines Freundes nicht gefielen. Er glaubte ein hämisches Lächeln zu bemerken, es fiel ihm auf, daß er nur wenig mit ihm spreche, daß er mit den Anwesenden viel rede, und seiner gar nicht zu achten scheine.

Ein alter Ritter war in der Gesellschaft, der sich immer als den Gegner Eckberts gezeigt, und sich oft nach seinem Reichthum und seiner Frau auf eine eigne Weise erkundigt hatte; zu diesem gesellte sich Hugo, und beide sprachen eine Zeitlang heimlich, in dem sie nach Eckbert hindeuteten. Dieser sah jetzt seinen Argwohn bestätigt, er glaubte sich verrathen, und eine schreckliche Wuth bemeisterte sich seiner. Indem er noch immer hinstarrte, sah er plötzlich Walthers Gesicht, alle seine Mienen, die ganze, ihm so wohl bekannte Gestalt, er sah noch immer hin und ward überzeugt, daß Niemand als Walther mit dem Alten spreche. — Sein Entsetzen war unbeschreiblich; außer sich stürzte er hinaus, verließ noch in der Nacht die Stadt, und kehrte nach vielen Irrwegen auf seine Burg zurück.

Wie ein unruhiger Geist eilte er jetzt von Gemach zu Gemach, kein Gedanke hielt ihm Stand, er verfiel von entsetzlichen Vorstellungen auf noch entsetzlichere, und kein Schlaf kam in seine Augen. Oft dachte er, daß er wahnsinnig sei, und sich nur selber durch seine Einbildung alles erschaffe; dann erinnerte er sich wieder der Züge Walthers, und alles ward ihm immer mehr ein Räthsel. Er beschloß eine Reise zu machen, um seine Vorstellungen wieder zu

ordnen; den Gedanken an Freundschaft, den Wunsch nach Umgang hatte er nun auf ewig aufgegeben.

Er zog fort, ohne sich einen bestimmten Weg vorzusetzen, ja er betrachtete die Gegenden nur wenig, die vor ihm lagen. Als er im stärksten Trabe seines Pferdes einige Tage so fort geeilt war, sah er sich plötzlich in einem Gewinde von Felsen verirrt, in denen sich nirgend ein Ausweg entdecken ließ. Endlich traf er auf einen alten Bauer, der ihm einen Pfad, einem Wasserfall vorüber, zeigte: er wollte ihm zur Danksagung einige Münzen geben, der Bauer aber schlug sie aus. — Was gilts, sagte Eckbert zu sich selber, ich könnte mir wieder einbilden, daß dieß Niemand anders als Walther sei? — Und indem sah er sich noch einmal um, und es war Niemand anders als Walther. — Eckbert spornte sein Roß so schnell es nur laufen konnte, durch Wiesen und Wälder, bis es erschöpft unter ihm zusammen stürzte. — Unbekümmert darüber setzte er nun seine Reise zu Fuß fort.

Er stieg träumend einen Hügel hinan; es war, als wenn er ein nahes munteres Bellen vernahm, Birken säuselten dazwischen, und er hörte mit wunderlichen Tönen ein Lied singen:

Waldeinsamkeit
Mich wieder freut,
Mir geschieht kein Leid,
Hier wohnt kein Neid,
Von neuem mich freut
Waldeinsamkeit.

Jetzt war es um das Bewußtsein, um die Sinne Eckberts geschehn; er konnte sich nicht aus dem Räthsel heraus finden, ob er jetzt träume, oder ehemals von einem Weibe Bertha geträumt habe; das Wunderbarste vermischte sich mit dem Gewöhnlichsten, die Welt um ihn her war verzaubert, und er keines Gedankens, keiner Erinnerung mächtig.

Eine krummgebückte Alte schlich hustend mit einer Krücke den Hügel heran. Bringst du mir meinen Vogel? Meine Perlen? Meinen Hund? schrie sie ihm entgegen. Siehe, das Unrecht bestraft sich selbst: Niemand als ich war dein Freund Walther, dein Hugo. —

Gott im Himmel! sagte Eckbert stille vor sich hin, — in welcher entsetzlichen Einsamkeit hab' ich dann mein Leben hingebracht! —

Und Bertha war deine Schwester.

Eckbert fiel zu Boden.

Warum verließ sie mich tückisch? Sonst hätte sich alles gut und schön geendet, ihre Probezeit war ja schon vorüber. Sie war die Toch-

ter eines Ritters, die er bei einem Hirten erziehn ließ, die Tochter deines Vaters.

Warum hab' ich diesen schrecklichen Gedanken immer geahndet? rief Eckbert aus.

Weil du in früher Jugend deinen Vater einst davon erzählen hörtest; er durfte seiner Frau wegen, diese Tochter nicht bei sich erziehn lassen, denn sie war von einem andern Weibe. —

Eckbert lag wahnsinnig und verscheidend auf dem Boden; dumpf und verworren hörte er die Alte sprechen, den Hund bellen, und den Vogel sein Lied wiederholen.

Gedichte.

Der Arme und die Liebe.

Es kam an einem Pilgerstab
Wohl über's graue Meer
Ein Wandersmann in's Thal hinab,
Von fremden Landen her.

Erbarmt euch meiner, rief er aus,
Von fernem Land ich kam,
Verloren hab' ich Gut und Haus,
Antonio ist mein Nahm'.

Die Eltern starben mir schon lang',
Ich war noch schwach und klein,
War ohne Gut, war ohne Rang,
Und Niemand dachte mein.

Da nahm ich diesen Wanderstab
Und trat die Reise an,
Stieg hier in's frische Thal hinab,
Fleh' euer Mitleid an. —

Da ging er wohl von Thür zu Thür,
Ging hier und wieder dort,
Ward abgewiesen dort und hier,
Und schlich sich weinend fort.

„Was suchst du in der Fremde Glück?
„Wir sind dir nicht verwandt!
„Geh, wo du herkömmst, nur zurück,
„Bist nicht aus unserm Land. —

„Genug der Freunde leiden Noth,
„Der Landsmann sucht hier Trost,
„Für sie nur wächst hier Frucht und Brodt,
„Für sie der süße Most.“ —

Still und beschämt mit Ach und O!
Schlich er die Straße hin,
Da ruft es sanft: Antonio!
Ein Mädchen winkt ihm hin.

O nimm von meiner Armuth an,
Spricht sie mit frommem Sinn,
Ich gebe was ich geben kann,
Nimm alles, alles hin.

Lucindens blaues Auge weint,
Er dankt mit heißem Kuß,
Und sieh! die Liebenden vereint
Ein rascher Thränenguß.

Ach nein, du bist mir nicht verwandt,
Dennoch erbarm ich mich,
Und bist du gleich aus fremden Land',
So lieb ich dennoch dich.

Die Liebe kennt nicht Vaterland,
Sie macht uns alle gleich.
Ein jedes Herz ist ihr verwandt,
Sie macht den Bettler reich!

Melancholie.

Schwarz war die Nacht und dunkle Sterne brannten
Durch Wolkenschleier matt und bleich,
Die Flur durchstrich das Geisterreich,
Als feindlich sich die Parzen abwärts wandten,
Und zorn'ge Götter mich in's Leben sandten.

Die Eule sang mir grause Wiegenlieder
Und schrie mir durch die stille Ruh
Ein gräßliches: Willkommen! zu.
Der bleiche Gram und Jammer sanken nieder
Und grüßten mich als längst gekannte Brüder.

Da sprach der Gram in banger Geisterstunde:
Du bist zu Qualen eingeweiht,
Ein Ziel des Schicksals Grausamkeit,
Die Bogen sind gespannt und jede Stunde
Schlägt grausam dir stets neue blutge Wunde.

Dich werden alle Menschenfreuden fliehen,
Dich spricht kein Wesen freundlich an,
Du gehst die wüste Felsenbahn,
Wo Klippen drohn, wo keine Blumen blühen,
Der Sonne Strahlen heiß und heißer glühen.

Die Liebe, die der Schöpfung All durchklingt,
Der Schirm in Jammer und in Leiden,
Die Blüthe aller Menschenfreuden,
Die unser Herz zum höchsten Himmel schwingt,
Wo Durst aus seelgem Born Erquicken trinkt,

Die Liebe sei auf ewig dir versagt.
Das Thor ist hinter dir geschlossen,
Auf der Verzweiflung wilden Rossen
Wirst du durch's öde Leben hingejagt,
Wo keine Freude dir zu folgen wagt.

Dann sinkst du in die ew'ge Nacht zurück,
Sieh tausend Elend auf dich zielen,
Im Schmerz dein Dasein nur zu fühlen!
Ja erst im ausgelöschten Todesblick
Begrüßt voll Mitleid dich das erste Glück. —

Spruch.

Den Namen Gottes denen nennen,
Die ihn nicht mit dem Herzen kennen,
Ist Missethat.
Es hängen um mich Geisterchöre,
Und sprechen laut, daß ich es höre; —
Sie halten Rath.
„Laß Mensch jetzt deine Zunge schweigen,
„Bis sich die runden Jahre neigen,"
So tönt's herab;
„Was willst du vor der Zeit enthüllen?
„Den Durst nach dieser Weisheit stillen
„Ja Tod und Grab!

Der wilde Jäger.

Der wilde Jäger bei dunkler Nacht
Im wildesten Dickicht des Forstes erwacht,
Er höret den Sturm, und erhebt sich im Zorn,
Er nimmt seine Hunde, das tönende Horn.

Besteigt seinen Rappen, mit Blitzesgewalt
Durchfährt er lautschnaubend den zitternden Wald,
Es wiehert sein Roß, tönt das Horn in die Runde,
Es hetzt die Gefährten, es bellen die Hunde.

Wohlauf meine Jagd! wohlauf meine Jagd!
Das Revier ist unser, denn jetzt ist es Nacht,
Von flüchtigen Geistern wird gerne gehetzt,
Wer sich vor Geheul und Gebelle entsetzt.

So fahren sie polternd durch die Lüfte dahin
Ein Grauen dem frommen und furchtsamen Sinn,
Doch wer sich vor Wald und vor Nacht nicht entsetzt,
Der wird vom Getümmel der Geister ergötzt.

Villa Borghese.

Niemals veraltet dein Reiz,
So oft ich hier wandle.
Dank dem edlen Geiste,
Der das süßeste Labyrinth erschuf
Und uns vergönnte,
Hier, wo aus grünen Bäumen
Bilder uns grüßen,
Wo Blumenpracht den Frühling ausgießt,
Und Duft und Farben spendend
Alle Sinne mit Zauber umstrickt,
Glücklich zu sein.
Dort das sprudelnde Wasser,
Und in dem einsamen Raum
Unter Eppich und Ulmen versteckt,
Die niederperlenden Tropfen Kristalls,
Die in Marmorbecken
Melodisch fallen und klingen;
Dazu der Turteltaube Liebesklage
Aus dichterem Gebüsch,
Den wilden Waldruf
Fremden Geflügels.
Wie oft schon trank ich hier das süßeste
Innigste Leben entzückt. —

Hier auch bist du gewandelt,
Edelster Genius,
Unsers Vaterlands Zier und Lust,
Göthe, deutscher herrlicher Sänger.
Hier, so verkündet die Sage,
Ward dein Lied vom Tasso gedichtet,
Und jedes lispelnde Blatt,
Der Lorbeer rauscht deinen Namen,
Die Springquellen reden von dir,
Und ein Geisterschauer
Fliegt über mir hinweg
Und säuselt noch heilig in den fernen Pinien.

So les' ich täglich die alte Welt,
Stein und Boden und Fluß,
Himmelsbläue und Baum
Reden von ihr.
Des Mittelalters Wunder,
Die Kraft der Religion,
Die Helden der Vorzeit,
Treten sichtlich vor mich hin,
Mit Glanz umflossen.
Schwebt mir Raphaels Schatten
Grüssend vorüber,
Er inmitten der Schaar
Der begeisterten Dichter und Bildner,
Erwiedr' ich mit Thränen den Gruß.
Und nun noch muß mir die süßeste, lieblichste

Schönste Erinn'rung begegnen,
Deine hohe Gestalt,
Du mir von Kindheit befreundet,
Vorbild und Muster,
In dessen Lied mir der trunknen
Begeist'rung Quelle rauscht,
Du, der den Muth der Brust mir weckst,
Und, Unerreichbarer, im Kampf der Liebe
Das frohe Gefühl mir wieder
In Beschämung wandelst.

Novalis.

Fragmente

vermischten Inhalts.

Biographische Notiz.

Friedrich v. Hardenberg.
(Novalis.)

Geboren 1772. — Gestorben 1801.

Friedrich von Hardenberg ward, am 2. Mai 1772, auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld geboren. — Sein Vater, der Baron von Hardenberg, war Direktor der sächsischen Salinen. Er war ein rüstiger, unermüdet thätiger Mann, von offnem starken Charakter: ein ächter Deutscher. Frömmigkeit und christliche Milde zierten ihn und seine Gattin auf eine ausgezeichnete Weise. Sie waren Aeltern von 11 hoffnungsvollen Kindern; erlebten aber das

schreckliche Schicksal, den blühenden Kreis der Ihrigen in wenigen Jahren aussterben zu sehen. — Sie trugen es mit christlicher Ergebung. Beide gehörten der Herrenhuther-Gemeinde an.

Novalis ward im Hause der Aeltern sehr sorgfältig, aber streng erzogen. Die Religiösität der letztern machte auf sein Gemüth einen tiefen Eindruck, der sich nie wieder verwischte, der sich in allen seinen Geisteserzeugnissen treu wiederspiegelt. Religiösität mit einer tüchtigen Portion Pietismus war Grundlage seines Charakters.

Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt Novalis von Hofmeistern im väterlichen Hause. Er lernte mit großem Fleiße, viel mit Anstrengung. Im 17. Jahre besuchte er, um sich vollkommener zu den Universitätsstudien vorzubereiten, ein Jahr lang die höhere Klasse des Eisleber Gymnasiums. 1790 bezog er Jena. Er blieb da bis 1792. Philosophie war sein Hauptstudium. Das der Rechte wurde es zu Wittenberg, von wo er 1794 nach Arnstadt zog, um sich unter der Leitung des dortigen Kreisamtmanns Just in den praktischen Geschäften zu üben. Dieser treffliche Mann ward bald sein vertrautester Freund. Auf einem Landgute in Arnstadts Nähe lernte Novalis

ein Mädchen kennen, das vom ersten Augenblick des Sehens seine ganze Seele erfüllte. Novalis ward zum Dichter, so oft er von diesem holdseligen Wesen, welches eben der Jungfrau entgegen knospete, sprach. Die Zeit, die er in ihrer Nähe verlebte, war die Blüthenzeit seines Lebens. Sophiens Aeltern gaben den glücklichen Liebenden das Jawort für die Zukunft. Aber bald darauf knickte der Tod die herrliche Knospe. — Sophie wurde krank und genas nie wieder völlig. Novalis berief eine Anstellung im Departement seines Vaters nach Weißenfels, und die holde Braut welkte indeß langsam dem Tode zu. Novalis besuchte sie so oft als es nur seine amtlichen Verhältnisse zuließen; aber er mußte sich mit Schmerz gestehen, daß er Sophien mit jedem Besuche kränker fand. — Am 19. März 1797 entschlummerte — zwei Tage nach ihrem fünfzehnten Geburtstag — das zarte Wesen zum bessern Dasein. —

Erst nach mehreren Tagen, eben als Novalis im Begriff stand, eine neue Besuchsreise nach Grüningen zu machen, wagte es sein Bruder Karl, ihm die Schreckensnachricht mitzutheilen. Den Armen, obschon er vorbereitet sein konnte, traf sie fassungslos. Wenige Wochen darauf beugte ihn der Tod seines geliebtesten Bruders Erasmus noch mehr nieder. Aber sein Glaube

an das Wiedersehen der Lieben jenseits richtete ihn wieder auf. „Sei getrost, — schrieb er seinem Bruder Karl, — Erasmus hat überwunden; die Blüthen des lieben Kranzes lösen sich einzeln hier auf, um ihn dort schöner und ewig zusammenzusetzen.“ —

Der Tod dieser geliebten Wesen warf über Novalis Gemüth den Glanz der Verklärung. Seine Hoffnungen, Ideen und Freuden gehörten von dieser Zeit an mehr dem Jenseits, als dem Leben in der Gegenwart. Seine ganze Seele zerfloß so zu sagen im Traume eines höhern Daseins. Aus der Heiligkeit des Schmerzes, der reinsten Liebe und heißesten Todessehnsucht erklären sich alle seine Vorstellungen, welche er uns, meistens fragmentarisch, in seinem schriftlichen Nachlasse bewahrt hat. Im Tod sah er blos die Pforte zum Ziele seiner brünstigsten Wünsche — Wiedervereinigung mit den Geliebten — und er erflehte ihn täglich vom ewigen Gott.

Seine Aeltern, in der Absicht ihn zu zerstreuen und seines Kummers Herr zu werden, brachten jetzt einen Lieblingsplan seiner Jugend-Jahre in Wiederanregung: den Besuch der Bergakademie zu Freiberg, und dort, angezogen durch Lieblingsbeschäftigung und im Kreise gebildeter, glücklicher Menschen, kehrte bald Hei-

terkeit und Lebensluſt in ihn zurück. Und was Niemand für möglich gehalten hatte — er fand eine neue Geliebte. Des berühmten Mineralogen von Charpentiers reizende Tochter ward seine zweite Verlobte. Er blieb in Freiberg bis im Sommer 1799. Er wandte sich dann wieder nach Weißenfels, wo er beim Salinenamt Anstellung als Assessor erhielt. Um diese Zeit knüpfte er die Bande der innigsten Freundschaft mit Tieck und Fr. Schlegel. Es erstand sein Ofterdingen, Zeuge seiner heiterern Lebensansicht. — Aber gleichsam als gedächte mit gräßlicher Ironie das Schicksal seiner einst täglichen Gebete — plötzlich rief ihn der Tod in's Jenseits. Er starb in den Armen seines Friedrich Schlegel, im väterlichen Hause zu Weißenfels, 1801. —

Novalis Persönlichkeit war im höchsten Grade liebenswürdig und anziehend. „Im Umgang mit Fremden, oder in großen gemischten Gesellsellschaften“ — sagt uns sein vieljähriger Freund, der Kreishauptmann Just in Tennstädt — „war wohl Stunden lang still, doch dabei aufmerksamer Beobachter dessen, was um ihn vorging, aber im traulichen Zirkel desto beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfniß, daß er sich ausreden konnte. Ganze Abende konnte man ihn zuhören, und ward nicht müde ihn zu hören; denn den gemeinsten Gegenstän-

den wußte er ein Interesse zu geben. Und wie sichtbar ward da seinen Freunden der Reichthum seiner Phantasie, die Schärfe seiner Vernunft, das Innige seiner Herzlichkeit. Widerspruch ertrug er gern, und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einen paradoxen Satz gesagt, so gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wohl den Sophisten. Seine Gestalt war lang, gutgebaut, hager, sein Auge verrieth Geist, sein Mund Freundlichkeit. Sein Aeußeres war einfach und schlicht, aller Putz war ihm widernatürlich."

Novalis's literärisches Streben ist uns fast nur durch Fragmente kund geworden. Aus allen offenbart sich sein überschwenglich reicher Geist, in dem die Schmarozerpflanze religiöser Mystik [hier als Prachtexemplar!] wuchert, so, daß es Mühe kostet, Blüthen seines Genius zu pflücken, ohne zugleich eine Ranke von diesem Unkraut mit zu erhaschen. Als Mystiker par excellence redet er oft in unaussprechbaren Sätzen, in einer Sprache, wie er sich die der höhern Geister denkt, lallt und faselt er Gefährliches und Irriges, spricht Entsetzliches nur halb aus, als bebe er vor dem ganzen Begriff selbst zurück, und macht sich so der Mehrzahl seines Volkes fremd, den meisten unverständlich, Vielen, die das herrliche Ge-

müth, in dem nur Wahrheit und Liebe in Flammenzügen standen, aus seinen hieroglyphischen Aeußerungen nicht entschiffern können, oder denen das auch der Mühe nicht werth dünkt, verächtlich als Phantast, oder frömmelnder Schwärmer. —

Novalis berühmtestes Werk ist sein Heinrich von Ofterdingen, ein (gleichfalls unvollendeter) Roman, in dem das Höchste gewollt worden ist, was je in einem deutschen Roman hat gewollt werden können. Es war, wie uns sein Freund Tieck verkündet hat, seine Absicht, noch sechs ähnliche Romane zu schreiben, in welchen er seine Ansichten aller Lebensverhältnisse: des bürgerlichen Lebens, der Gewerbe, der Handlung, der Geschichte, der Politik ꝛc. vom poetisch-christlichen Standpunkte aus niederlegen wollte. Seine tiefe Ansicht des Christenthums, dessen Geist der Liebe und Milde ihn ganz durchdrang, aber sich, vermöge seiner Individualität, auch nur in mystischen Formen äußern konnte, hat er uns in seinen Fragmenten, seinen Hymnen an die Nacht, und vorzüglich in seinen geistlichen Gedichten aufbewahrt.

I.

Philosophie und Physik.

Wo echter Hang zum Nachdenken, nicht blos zum Denken dieses oder jenes Gedankens, herrschend ist, da ist auch Progressivität. Sehr viele Gelehrte besitzen diesen Hang nicht. Sie haben schließen und folgern gelernt, wie ein Schuster das Schuhmachen, ohne je auf den Einfall zu gerathen, oder sich zu bemühen, den Grund der Gedanken zu finden. Dennoch liegt das Heil auf keinem andern Wege. Bei Vielen währt dieser Hang nur eine Zeit lang. Er wächst und nimmt ab, sehr oft mit den Jahren, oft mit dem Fund eines Systems, das sie nur suchten, um der Mühe des Nachdenkens überhoben zu sein. —

In den ersten Zeiten der Entdeckung der Urtheilskraft war jedes neue Urtheil ein Fund. Der Werth dieses Fundes stieg, je anwendbarer, je fruchtbarer dieses Urtheil war. Zu Sentenzen, die uns jetzt sehr gemein vorkommen, gehörte damals noch ein ungewöhnlicher Grad von Leben des Verstandes. Man mußte Genie und Scharfsinn aufbieten, um mittelst des neuen Werkzeuges neue Verhältnisse zu finden. Die Anwendung desselben auf die eigenthümlichsten, interessantesten und allgemeinsten Seiten der Menschheit mußte vorzügliche Bewunderung erregen, und die Aufmerksamkeit aller guten Köpfe auf sich ziehen. So entstanden die gnomischen Massen, die man zu allen Zeiten und bei allen Völkern so hoch geschätzt hat. Es wäre leicht möglich, daß unsere jetzigen, genialischen Entdeckungen im Laufe der Zeiten ein ähnliches Schicksal träfe. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo das Alles so gemein wäre, wie jetzt Sittensprüche, und neue, erhabnere Entdeckungen den rastlosen Geist der Menschen beschäftigten. —

Alle Ideen sind verwandt. Air de famille nennt man Analogie. Durch Vergleichung mehrerer Kinder würde man die Aeltern-Indivi-

duen diviniren können. Jede Familie entsteht aus zwei Principien, die Eins sind, durch ihre und wider ihre Natur zugleich. Jede Familie ist eine Anlage zu einer unendlichen individuellen Menschheit. —

Irrthum und Vorurtheil sind Lasten, indirect reizende Mittel für den Selbstthätigen, jeder Last Gewachsenen. Für den Schwachen sind sie positiv schwächende Mittel. —

Unwahrheit hat von einem höhern Gesichtspunkte aus eine noch viel schlimmere Seite, als die gewöhnliche. Sie ist der Grund einer falschen Welt, Grund einer unauflöslichen Kette von Verirrungen und Verwickelungen. Unwahrheit ist die Quelle alles Bösen und Uebles. —

Alles, was dem sich bildenden Menschen noch schwer dünkt, das sollte er gerade mit seinen Kräften versuchen, um es mit großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit heben und bewegen zu können; dadurch gewinnt er es lieb, denn man hat lieb, was man mit Mühe gewinnt. —

Die Bezeichnung durch Töne und Striche ist eine bewundernswürdige Abstraction. Vier Buchstaben bezeichnen mir Gott; einige Striche eine Million Dinge. Wie leicht wird hier die Handhabung des Universums, wie anschaulich die Concentrieität der Geisterwelt! Die Sprachlehre ist die Dynamik des Geisterreichs. Ein Commandowort bewegt Armeen; das Wort Freiheit Nationen. —

Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen. —

Wir sind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen, daß wir träumen. —

Unser Leben ist kein Traum, aber es soll und wird vielleicht einer werden. —

Eine wahrhafte Liebe zu einer leblosen Sache ist wohl gedenkbar, auch zu Pflanzen, Thieren, der Natur, ja zu sich selbst. Wenn der Mensch erst ein wahrhaftes innerliches Du hat, so entsteht ein höchst geistiger und sinnlicher Umgang, und die höchste Leidenschaft ist möglich. Genie ist vielleicht nichts als Resultat eines solchen in-

nerlichen Pluralis. Die Geheimnisse dieses Umgangs sind noch sehr unbeleuchtet. —

Das Fatum, das uns drückt, ist die Trägheit unsers Geistes. Durch Erweiterung und Bildung unsrer Thätigkeit werden wir uns selbst in das Fatum verwandeln. Alles scheint auf uns hereinzuströmen, weil wir nicht hinausströmen. Wir sind negativ, weil wir wollen; je positiver wir werden, desto negativer wird die Welt um uns her.

Die Menschheit ist der höhere Sinn unsers Planeten, der Stern, der dieses Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt.

Freiheit und Unsterblichkeit gehört, wie Raum und Zeit, zusammen; wie Welt und Ewigkeit gleichsam Raum und Zeit ausfüllen, so füllt Allmacht und Allgegenwart jene beide Sphären. Gott ist die Sphäre der Tugend.

Wie der Körper mit der Welt in Verbindung steht, so die Seele mit dem Geiste. Beide

Bahnen laufen vom Menschen aus und endigen in Gott. Beide Weltumsegler begegnen sich in correspondirenden Punkten ihrer Bahn. Beide müssen auf Mittel denken, trotz der Entfernung, beisammen zu bleiben, und zugleich gemeinschaftlich beide Reisen zu machen.

Die Seele desoxydirt. Daher manche lange Weile und selbst körperliche Schwäche und Zittern von dem Denken und Empfinden, oder bei gestörtem Denken (Empfinden). Sollte Denken oxydiren, Empfinden desoxydiren? —

Wenn alles Anschießen, Festwerden und Verdichten mit Wärme verbunden, und jede Verflüchtigung, Zerrinnung und Verdünnung von Kälte begleitet ist, so macht das Lernen und Lieben im eigentlichen Sinne warm, und das Müßiggehn und die Absonderung kalt, und es lassen sich überhaupt manche Phänomene der Seele hieraus erklären.

Der Sitz der Seele ist bald hier, bald da, bald an mehrern Orten zugleich; er ist veränderlich, und so auch der Sitz ihrer Hauptglieder, die man durch die Hauptleidenschaften kennen lernt. —

Schlaf ist ein vermischter Zustand des Körpers und der Seele; im Schlafe ist Körper und Seele chemisch verbunden. Im Schlafe ist die Seele durch den Körper gleichmäßig vertheilt; der Mensch ist neutralisirt. Wachen ist ein getheilter, polarischer Zustand; im Wachen ist die Seele punctirt, localisirt. — Schlaf ist Seelenverdauung: der Körper verdaut die Seele (Entziehung des Seelenreizes). Wachen ist Einwirkungsstand des Seelenreizes: der Körper genießt die Seele. Im Schlafe sind die Bande des Systems locker; im Wachen angezogen.

Klarer Verstand mit warmer Phantasie verschwistert, ist die echte, Gesundheit bringende Seelenkost. Der Verstand thut lauter vorhergesehene bestimmte Schritte. —

Zum Leiden ist der Mensch geboren. Je hülfloser, desto empfänglicher für Moral und Religion. —

Der gebildete Mensch lebt durchaus für die Zukunft; sein Leben ist Kampf, seine Erhaltung und sein Zweck Wissenschaft und Kunst. — Je

mehr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, sondern in Jahren u. s. w. zu leben, desto edler wird man. Die hastige Unruhe, das kleinliche Treiben des Geistes, geht in große, ruhige einfache und vielumfassende Thätigkeit über, und die herrliche Geduld findet sich ein. Immer triumphirender werden Religion und Sittlichkeit, diese Grundvesten unsers Daseins. — Jede Bedrängniß der Natur ist eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren, verwandteren Natur. —

Es giebt nur Einen Tempel in der Welt, und das ist der menschliche Körper. Nichts ist heiliger als diese hohe Gestalt.

Es sind nicht die bunten Farben, die lustigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühling so begeistern, es ist der stille weissagende Geist unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des gedeihlichen Daseins so mannigfaltiger Naturen, die Ahnung höherer ewiger Blüthen und Früchte, und die dunkle Sympathie mit der gesellig sich entfaltenden Welt. —

Jungfrau ist ein ewiges, weibliches Kind. Ein Mädchen, die nicht mehr wahrhaftes Kind ist, ist nicht mehr Jungfrau.

Alle geistige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberstabs. Alles kann zum Zauberwerkzeug werden. Wem aber die Wirkungen einer solchen Berührung so fabelhaft, wem die Wirkungen eines Zauberspruchs so wunderbar vorkommen, der erinnere sich doch nur an die erste Berührung der Hand seiner Geliebten, an ihren ersten bedeutenden Blick, wo der Zauberstab der abgebrochne Lichtstrahl ist, an den ersten Kuß, an das erste Wort der Liebe, und frage sich, ob der Bann und Zauber dieser Momente nicht auch fabelhaft und wundersam, unauflöslich und ewig ist. —

Der wahre Leser muß der erweiterte Autor sein; er ist die höhere Instanz, welche die Sache von der niedern Instanz schon vorgearbeitet erhält. Das Gefühl, vermittelst dessen der Autor die Materialien seiner Schrift geschieden hat, scheidet beim Lesen wieder das Rohe und Gebildete des Buchs, und wenn der Leser nach seiner Idee das Buch bearbeiten würde, so

würde ein zweiter Leser noch mehr läutern, und so wird dadurch, daß die bearbeitete Masse immer wieder in frischthätige Gefäße kömmt, die Masse endlich wesentlicher Bestandtheil, Glied des wirksamen Geistes. — Durch unpartheiisches Wiederlesen seines Buchs kann der Autor es selbst läutern. Bei Fremden geht gewöhnlich das Eigenthümliche mit verloren, weil die Gabe so selten ist, völlig in eine fremde Idee hineinzugehn, oft selbst beim Autor. Es ist kein Merkmal größerer Bildung und größerer Kräfte, wenn man ein Buch richtig tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks ist die größere Schärfe des Sinns ganz natürlich. —

Zu den verändernden Uebersetzungen gehört, wenn sie echt sein sollen, der höchste poetische Geist. Sie fallen leicht ins Travestiren, wie Bürger's Homer in Jamben, Pope's Homer, die französischen Uebersetzungen insgesammt. Der wahre Uebersetzer dieser Art muß in der That der Künstler selbst sein, und die Idee des Ganzen beliebig so oder so geben können. Er muß der Dichter des Dichters sein, und ihn also nach seiner und des Dichters eigner Idee zugleich reden lassen können. In einem ähnlichen Verhältnisse steht der Genius der Menschheit mit jedem einzelnen Menschen.

Eine Idee ist desto gediegener, individueller und reizender, je mannigfaltigere Gedanken, Welten und Stimmungen sich in ihr kreuzen, berühren. Wenn ein Wort mehr Veranlassungen, mehr Bedeutungen, mehrfaches Interesse, mehr Seiten, überhaupt mehr Arten verstanden und geliebt zu werden hat, so ist es gewiß höchst interessant: ein echter Ausfluß der Persönlichkeit.

Der Mensch erscheint am würdigsten, wenn sein erster Eindruck der Eindruck eines absolut witzigen Einfalls ist: nämlich Geist und bestimmtes Individuum zugleich zu sein. Einen jeden vorzüglichen Menschen muß gleichsam ein Geist zu durchschweben scheinen, der die sichtbare Erscheinung idealisch parodirt. Bei manchen Menschen ist es, als ob dieser Geist der sichtbaren Erscheinung ein Gesicht schnitte. —

Ein echter Klubb ist eine Mischung von Institut und Gesellschaft. Er hat einen Zweck, wie das Institut; aber keinen bestimmten, sondern einen unbestimmten, freien: Humanität überhaupt. Aller Zweck ist ernsthaft; die Gesellschaft ist durchaus fröhlich. —

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher ist der am meisten gebildete irdische Mensch dem Kinde so ähnlich. —

Innigste Gemeinschaft aller Kenntnisse, scientifische Republik, ist der hohe Zweck der Gelehrten. —

Es ist eine falsche Idee, daß man lange Weile haben würde, wenn man Alles wüßte. Jede überwundene Last befördert die Leichtigkeit der Lebens-Funktionen, und läßt eine Kraft übrig, die nachher zu etwas Anderm bleibt. Es ist mit dem Wissen, wie mit dem Sehen, je mehr man sieht, desto besser und angenehmer ist es. —

Es ist nicht das Wissen allein, das uns glücklich macht, es ist die Qualität des Wissens, die subjective Beschaffenheit des Wissens. Vollkommenes Wissen ist Ueberzeugung; und sie ist es, die uns glücklich macht und befriedigt, sie verwandelt das todte Wissen in ein lebendiges. —

Dialog.

A. Der neue Meßkatalog?

B. Noch naß von der Presse.

A. Welche Last Buchstaben! welche ungeheure Abgabe von der Zeit!

B. Du scheinst zu den Omaristen zu gehören, wenn es erlaubt ist, euch nach dem Consequentesten unter euch zu benennen.

A. Du willst doch nicht den Lobredner dieser Bücherseuche machen?

B. Warum den Lobredner? — Aber ich freue mich im Ernst über die jährliche Zunahme dieses Handlungsartikels, bei dem die Exportation nur Ehre, aber die Importation baaren Gewinn bringt. Es sind doch bei uns mehr wahre, gediegene Gedanken in Umlauf als bei unsern Nachbarn zusammengenommen: die Entdeckung dieser mächtigen Minen in Deutschland, die mehr als Potosi, und Brasilien sind, und die wahrhaftig eine größere Revolution machen und machen werden, als die Entdeckung von Amerika, fällt in die Mitte dieses Jahrhunderts. Wie haben wir nicht seitdem schon an wissenschaftlicher Gewinnung, Aufbereitung und glänzender und nutzbarer Bearbeitung zugenom-

men! Wir holen jetzt überall die rohen Erze oder die schönen Formen, schmelzen jene um, und wissen diese nachzuahmen und zu übertreffen. Und du willst, daß wir Alles zuschütten, und zu der rohen Armuth unsrer Väter zurückkehren sollen? Ist es nicht wenigstens eine Veranlassung zur Thätigkeit? und ist nicht jede Thätigkeit lobenswerth?

A. So läßt sich nichts dagegen einwenden; aber nun laß uns doch die große Kunst und das edle Metall näher betrachten.

B. Die Argumente gegen das Ganze aus der Gebrechlichkeit und den Mängeln des Einzelnen lasse ich nicht gelten. So etwas will im Ganzen angesehen sein.

A. Ein Ganzes aus elenden Gliedern ist selbst ein elendes, oder vielmehr gar kein Ganzes. Ja wenn es ein planmäßiger Fortschritt wäre! Wenn jedes Buch irgendwo eine Lücke ausfüllte, und so jede Messe gleichsam ein systematisches Glied in der Bildungskette wäre, so wäre jede Messe eine nothwendige Periode, und so entstände aus zweckmäßigen Fortschritten endlich ein vollendeter Weg zur idealischen Bildung. Ein solcher systematischer Katalog, wie viel kleiner an Volumen und wie viel größer an Gewicht?

B. Es geht dir und Vielen wie den Juden.

Sie hoffen ewig auf den Messias, und dieser ist schon längst da. Glaubst du denn, daß das Menschenschicksal, oder wenn du willst, die Natur der Menschheit erst nöthig hat, unsre Hörsäle zu frequentiren, um zu erfahren, was ein System ist? Mir scheint es, als wenn unsre Systematiker noch bei ihr in die Schule gehen könnten. Die Zufälle sind die einzelnen Thatsachen; die Zusammenstellung der Zufälle, ihr Zusammentreffen, ist nicht wieder Zufall, sondern Gesetz, Erfolg der tiefsinnigsten, planmäßigsten Weisheit. Es ist kein Buch im Meßkatalog, das nicht seine Frucht getragen hat, und hätte es auch nur den Boden gedüngt, auf dem es wuchs. Wir glauben viele Tautalogien zu finden; dort wo sie entstanden, belebten sie doch diese und jene Ideen vorzüglich. Sie sind nur für das Ganze, für uns, Tautologien; der schlechteste Roman hat doch wenigstens den Freunden und Freundinnen des Verfassers ein Vergnügen gewährt. Armselige Predigten und Erbauungsbücher haben ihr Publikum und ihre Anhänger, und wirken in typographischer Rüstung mit zehnfacher Energie auf ihre Hörer und Leser, und so durchaus.

A. Du scheinst die nachtheiligen Folgen des Lesens, und den ungeheuern Kostenaufwand

auf diesen Artikel des modernen Luxus ganz zu vergessen.

B. O Lieber! Ist nicht das Geld zum Beleben da? Warum soll es nun nicht auch diesem Bedürfniß unsrer Natur dienen, den Sinn für Gedanken beseelen und befriedigen? In Ansehung der nachtheiligen Folgen, so bitte ich dich nur um ein augenblickliches ernstes Nachdenken, weil ein solcher Einwurf von dir mich beinahe ärgert.

A. Ich weiß, wohin du willst, und ich wünsche in der That nicht die echten Philister-Bedenklichkeiten zu den meinigen zu machen, indessen hast du nicht oft genug selber über dein Bücherlesen geklagt? hast du nicht oft von der fatalen Gewöhnung an die gedruckte Natur gesprochen?

B. Es kann sein, daß meine Klagen der Art Anlaß zu Mißverständnissen geben konnten; aber, abgerechnet, daß es gewöhnlich nur Aeußerungen mißmuthiger Augenblicke sind, wo man nicht allgemein, sondern wie die Leidenschaft und Laune, einseitig spricht, so habe ich mich damit mehr über die unvermeidliche Schwäche unsrer Natur, ihren Gewöhnungs- und Verwöhnungs-Hang, und nicht im Grunde über die Chiffernwelt beschwert; diese kann nichts dafür, daß wir am Ende nur noch Bücher,

aber keine Dinge mehr sehn, und unsre fünf leiblichen Sinne beinah so gut wie nicht mehr haben. Warum heften wir uns so einzig, wie kümmerliches Moos, an den Druckerstock?

A. Wenn das aber so fortgeht, so wird man am Ende keine ganze Wissenschaft mehr studieren können, so ungeheuer wächst der Umfang der Literatur.

B. Glaube das nicht. Uebung macht den Meister, und auch im Bücherlesen. Du lernst dich bald auf deine Leute verstehn. Man hat oft nicht zwei Seiten dem Autor zugehört, so weiß man schon, wen man vor sich hat. Oft ist der Titel selbst physignomisch lesbar genug. Auch die Vorrede ist ein subtiler Büchermesser. Die Klügern lassen deshalb jetzt diesen verrätherischen Inhaltsanzeiger gewöhnlich weg, und die Bequemern thun es, weil eine gute Vorrede schwerer ist, wie das Buch.

Die Citaten- und Commentar-Manier der ältern Philologen, was war sie als ein Kind der Armuth an Büchern und des Ueberflusses an literärischem Geist?

A. Ich weiß aber nicht; mir sind selbst der vortrefflichen Bücher zu viel. Wie lange bring' ich nicht bei einem guten Buche zu, oder vielmehr jedes gute Buch wird mir zum Vehikel lebenslänglicher Beschäftigung, zum Gegenstand

eines nie sich erschöpfenden Genusses. Warum schränkst du dich denn nur auf wenig gute und geistvolle Menschen ein? Ist es nicht aus demselben Grunde? Wir sind nun einmal so eingeschränkt, daß wir nur Weniges ganz genießen können, und es ist nicht am Ende besser Einen schönen Gegenstand sich durchaus zuzueignen, als an Hunderten vorbeizustreichen, überall zu nippen, und so mit vielen, oft sich widersprechenden, halben Genüssen zeitig genug sich die Sinne abzustumpfen, ohne Etwas dabei auf ewig gewonnen zu haben?

B. Du sprichst wie ein Religios. Leider triffst du einen Pantheisten in mir, dem die unermeßliche Welt gerade weit genug ist. Ich schränke mich auf wenig gute und geistvolle Menschen ein, weil ich muß. Wo habe ich denn mehr? So mit Büchern. Die Büchermacherei wird mir noch bei weitem nicht genug ins Große getrieben. Wenn ich das Glück hätte, Vater zu sein, Kinder könnte ich nicht genug haben, nicht etwa zehn bis zwölf, hundert wenigstens.

A. Nicht auch Frauen, Vielhaber?

B. Nein, nur Eine, im vollen Ernste.

A. Welche bizarre Inconsequenz!

A. Lieber Freund, schaffen Sie mir doch einen deutlichen, proberechten Begriff von den Fürsten. Ich grüble nun schon lange, aber die verzweifelten Fürsten stehn mir nicht. Sie verschwinden unter dem Focus meiner Aufmerksamkeit. Sie müssen nicht feuer- und lichtbeständig sein. Ist ein Begriff vom Fürsten etwa ein Rahmen um ein Bild der ägyptischen Finsterniß?

B. Ein glücklicher Genius hat Sie gerade zu mir geführt. Ein günstiger Zufall hat mich dieses große Geheimniß gelehrt; das sich freilich, wie jedes Geheimniß, paradox genug hören läßt:

Fürsten sind Nullen, sie gelten an sich nichts, aber mit Zahlen,
Die sie beliebig erhöhn, neben sich, gelten sie viel.

Der Roman ist gleichsam die freie Geschichte, gleichsam die Mythologie der Geschichte.

Ein Romanschreiber macht eine Art von Bouts-rimés, der aus einer gegebenen Menge von Zufällen und Situationen eine wohlgeordnete, gesetzmäßige Reihe macht, der Ein Indi-

viduum zu Einem Zweck durch alle diese Zufälle zweckmäßig hindurch führt. Ein eigenthümliches Individuum muß er haben, das die Begebenheiten bestimmt, und von ihnen bestimmt wird. Dieser Wechsel, oder die Veränderungen eines Individuums in einer continuirlichen Reihe, machen den interessanten Stoff eines Romans aus. Ein Romandichter kann auf mancherlei Art zu Werke gehn: er kann sich z. B. erst eine Menge Begebenheiten aussinnen, und zu der Belebung dieser ein Individuum erdenken (eine Menge Reize, und zu diesen eine besondre, sie mannigfach verändernde und specificirende Constitution); oder er kann sich umgekehrt erst ein Individuum eigner Art festsetzen, und zu diesem eine Menge Begebenheiten erfinden. Er kann also A) Begebenheiten und Individualitäten in Verbindung und zwar 1) entweder die Veränderungen der Begebenheiten, der Zufälle durch ein Individuum, oder 2) umgekehrt, die Veränderungen des Individuums durch die Begebenheiten oder 3) beide wechselseitig sich verändernd; oder B) beide unabhängig von einander, und zwar 1) sich durchkreuzend, 2) pararell, 3) gänzlich getrennt, darstellen. Die Begebenheiten können aber 1) entweder zusammenhängende Handlungen eines vernünftigen Wesens (hieher gehört auch das Fatum), oder

isolirte Zufälle, oder Beides vermischt sein. Sind sie das Erste, so wird B 1. Darstellung eines Kampfs, B 2. Darstellung einer Gemeinschaft, B 3. Darstellung doppelter Welten, die höchstens malerischen, poetischen Zusammenhang haben, sein. Sind sie das Zweite, so wird B 1. Kampf mit dem Unglück. B 2. Gemeinschaft mit dem Glück, B 3. wie beim Ersten sein. Die Regeln des Dritten ergeben sich aus den beiden ersten. Wenn man weiß, welche Klasse dieser verschiedenen Darstellungen der Dichter gewählt hat, so muß sich Alles darin aus diesem Begriffe deduciren und rechtfertigen lassen. Einheit muß jede Darstellung haben, wenn sie Eine Darstellung, Ein Ganzes sein will, und nicht etwa aus Princip im Großen gestaltlos, und nur im Einzelnen poetisch gestaltet sein will; dann aber ist sie auch in so fern kein Kunstwerk, sondern eine Sammlung von Kunst-Fragmenten. Je größer der Dichter ist, desto weniger Freiheit erlaubt er sich, desto philosophischer ist er. Er begnügt sich mit der willkührlichen Wahl des ersten Moments, und entwickelt nachher nur die Anlagen dieses Keims, bis zu seiner Auflösung. Jeder Keim ist eine Dissonanz, ein Mißverhältniß, das sich erst nachgerade ausgleichen soll. Dieser erste Moment begreift die Wechselglieder in einem Ver-

hältniß, welches nicht so bleiben kann; so im Wilhelm Meister: Sinn für schöne Kunst und Geschäftsleben streiten sich um ihn; dies kann unmöglich bleiben. Schönheit und Nutzen sind die Göttinnen, die ihm einige Mal unter verschiedenen Gestalten auf Scheidewegen erscheinen. Endlich kommt Natalie, die beiden Wege und die beiden Gestalten fließen in Eins. — Durch die Annahme mehrerer willkührlichen Punkte, die er zu verbreiten suchen muß, erleichtert sich der Dichter, so paradox es auch scheint, seine Arbeit. Ein solches Bout-rimé auszufüllen, ist in der That leichter, als a priori aus dem einfachen Kern die dazu gehörige mannigfaltige Reihe streng zu entwickeln. —

Ein wahrhafter Fürst ist der Künstler der Künstler, das ist, der Direktor der Künstler. Jeder Mensch sollte Künstler sein; Alles kann zur schönen Kunst werden; der Stoff des Fürsten sind die Künstler. Sein Wille ist sein Meißel. Er erzieht, stellt und weiset die Künstler an, weil nur er das Bild im Ganzen und aus dem rechten Standpunkte übersieht, weil nur ihm die große Idee, die durch vereinigte Kräfte und Ideen dargestellt und executirt werden soll, vollkommen gegenwärtig ist. Der Re-

gent führt ein unendlich mannigfaches Schauspiel auf, in welchem Bühne und Parterre, Schauspieler und Zuschauer Eins sind, und er selbst Poet, Direktor und Held des Stücks zugleich ist. —

In der Welt muß man mit der Welt leben; man lebt nur, wenn man im Sinn der Menschen lebt, mit denen man lebt. Alles Gute in der Welt kommt von innen her (und also ihr von außen), aber es blitzt nur hindurch. Das Ausgezeichnete bringt die Welt weiter; aber es muß auch bald fort. —

Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegentheil sein.

Hymnen an die Nacht.

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht mit sei-

nen Farben, seinen Strahlen und Wogen, seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag? Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Fluth; athmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier; vor Allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt; wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinuntersinken, und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Un-

tergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wieder kommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf ein Mal so ahnungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernstes Antlitz seh' ich, froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun! wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied! — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr, in den Zeiten deiner Entfernung? Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehen sie, als die bläßesten jener zahllosen Heere; unbedürftig des Lichts durchschauen sie die Tie-

fen eines liebenden Gemüthes, was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin seliger Liebe! Sie sendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach' ich, denn ich bin Dein und Mein: du hast die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menschen gemacht. Zehre mit Geistergluth meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich mische, und dann ewig die Brautnacht währe.

2.

Muß immer der Morgen wieder kommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? Unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf! beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich, und wissen von keinem Schlafe, als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldenen Fluth der Trauben, in des Mandelbaums Wunderöhl, und dem

braunen Safte des Mohn. Sie wissen nicht, daß du es bist, der des zarten Mädchens Busen umschwebt, und zum Himmel den Schooß macht; ahnen nicht, daß aus alten Geschichten du himmelöffnend entgegen trittst, und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Bote.

3.

Einst da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der im engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg; einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Elends noch: — wie ich da nach Hülfe umherschaute, vorwärts nicht konnte, rückwärts nicht, und am fliehenden, verloschnen Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: — da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer, und mit einem Male riß das Band der Geburt des Lichtes Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit, und meine Trauer mit ihr, zusammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt; du Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels kamst über mich: die Gegend hob sich sacht empor, über der Gegend schwebte mein entbunde-

ner, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit; ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende zogen abwärts in der Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halse weint' ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erste, einzige Traum, und erst seit dem fühl' ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.

4.

Nun weiß ich, wenn der letzte Morgen sein wird: wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht, wenn der Schlummer ewig und nur ein unerschöpflicher Traum sein wird. Himmlische Müdigkeit fühl' ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die krystallene Woge, die, gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkelm Schooße quillt, an dessen Fuß die irdische Fluth bricht, wer sie gekostet hat, wer oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz: wahrlich

der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er sich Hütten — Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt. Noch weckst du, muntres Licht, den Müden zur Arbeit, flößest fröhliches Leben mir ein: aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschauen, wo du mich brauchst; rühmen deines Glanzes volle Pracht; unverdrossen verfolgen deines künstlichen Werks schönen Zusammenhang; gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang; ergründen der Kräfte Ebenmaß und die Regeln des Wunderspiels unzählige Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe ihrer Tochter. Kannst du mir zeigen ein ewig treues Herz? Hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? Fassen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben sie mir wieder den zärt-

lichen Druck und das kosende Wort? Hast du mit Farben und leichtem Umriß sie geziert? Oder war sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wollust, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen? Trägt nicht Alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich; und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verflögst in dir selbst, im endlosen Raum zergingest du, wenn sie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdest, und flammend die Welt zeugtest. Wahrlich ich war, eh du warest: die Mutter schickte mit meinen Geschwistern mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe, daß sie ein ewig angeschautes Denkmal werde; zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften sie nicht, diese göttlichen Gedanken; noch sind der Spuren unserer Offenbarung wenig. Einst zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirst wie unser Einer, und voll Sehnsucht und Inbrunst auslöschest und stirbst. In mir fühl' ich deiner Geschäftigkeit Ende, himmlische Freiheit, selige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn' ich deine Entfernung von unserer Heimath, deinen Widerstand gegen den alten herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben ist vergebens. Unverbrennlich steht das Kreuz, eine Siegesfahne unsers Geschlechts.

Hinüber wall' ich,
Und jede Pein
Wird einst einst Stachel
Der Wolluſt ſein.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir;
Ich ſchaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verliſcht dein Glanz,
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! ſauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entſchlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Fluth,
Zu Balſam und Aether
Verwandelt mein Blut.
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Muth,
Und ſterbe die Nächte
In heiliger Gluth.

5.

Ueber der Menſchen weitverbreitete Stämme herrſchte vor Zeiten ein eiſernes Schickſal mit ſtummer Gewalt. Eine dunkle, ſchwere Binde

lag um ihre bange Seele; unendlich war die Erde; der Götter Aufenthalt, und ihre Heimath. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimnißvoller Bau. Ueber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Urföhne der Mutter Erde, ohnmächtig in ihrer zerstörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandten, die fröhlichen Menschen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den krystallenen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Thiere hatten menschlichen Sinn. Süßer schmeckte der Wein von sichtbarer Jugendfülle geschenkt; ein Gott in den Trauben; eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachsend in vollen goldenen Garben; der Liebe heil'ger Rausch, ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau. Ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner rauschte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin. Alle Geschlechter verehrten kindlich die zarte, tausendfältige Flamme, als das Höchste der Welt. Ein Gedanke nur war es. Ein entsetzliches Traumbild:

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat,
Und das Gemüth in milde Schrecken hüllte.
Hier wußten selbst die Götter keinen Rath,
Der die beklommne Brust mit Trost erfüllte.
Geheimnißvoll war dieses Unholds Pfad,
Deß Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte;
Es war der Tod, der dieses Lustgelag
Mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von Allem abgeschieden,
Was hier das Herz in süßer Wollust regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnsucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum den Todten nur beschieden,
Ohnmächt'ges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genusses
Am Felsen des unendlichen Verdrusses.

Mit kühnem Geist und hoher Sinnengluth
Verschönte sich der Mensch die grause Larve,
Ein sanfter Jüngling löscht das Licht und ruht;
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.
Erinn'rung schmilzt in kühler Schatten Fluth:
So sang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträthselt blieb die ew'ge Nacht,
Das ernste Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt sich. Des jungen Geschlechts Lustgarten verwelkte, hinauf in den freieren, wüsten Raum strebten die unkindlichen, wachsenden Menschen. Die Götter verschwanden mit ihrem Gefolge. Einsam und leblos stand die Natur. Mit eisernen Ketten band sie die dürre Zahl und das strenge Maaß.

Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüthe des Lebens. Entflohn war der beschwörende Glaube, und die allverwandelnde, allverschwisternde Himmelsgenossin, die Phantasie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erstarrte Flur, und die erstarrte Wunderheimath verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten sich. Ins tiefere Heiligthum, in des Gemüths höheren Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt, zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmlisches Zeichen: den Schleier der Nacht warfen sie über sich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schooß, in ihn kehrten die Götter zurück, schlummerten ein, um in neuen herrlichern Gestalten auszugehn über die veränderte Welt. Im Volk, das vor Allen verachtet, zu früh reif, und der seligen Unschuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erschien mit nie gesehenem Angesicht die neue Welt. In der Armuth dichterischer Hütte, ein Sohn der ersten Jungfrau und Mutter, geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahnende, blüthenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Zeit Beginn; zu des Königs demüthiger Wiege wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Na-

men huldigten sie ihm mit Glanz und Duft, den höchsten Wundern der Natur. Einsam entfaltete das himmlische Herz sich zu einem Blüthenkelch allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt, und ruhend an dem ahnungsseligen Busen der lieblich-ernsten Mutter. Mit vergötternder Inbrunst schaute das weissagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines Götterstamms, unbekümmert über seiner Tage irdisches Schicksal. Bald sammelten die kindlichsten Gemüther, von inniger Liebe wundersam ergriffen, sich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in seiner Nähe. Unerschöpfliche Worte und der Botschaften fröhlichste fielen wie Funken eines göttlichen Geistes von seinen freundlichen Lippen. Von ferner Küste, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Palästina, und ergab sein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit
Auf unsern Gräbern steht in tiefem Sinnen;
Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit,
Der höhern Menschheit freudiges Beginnen;
Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit,
Zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ew'ge Leben kund:
Du bist der Tod, und machst uns erst gesund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indostan, das Herz von süßer Liebe trunken, und schüttete in feurigen Gesängen es unter jenem milden Himmel aus, daß tausend Herzen sich zu ihm neigten, und die fröhliche Botschaft tausendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abschied ward das köstliche Leben ein Opfer des tiefen menschlichen Verfalls: er starb in jungen Jahren, weggerissen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und seinen zagenden Freunden. Der unsäglichen Leiden dunklen Kelch leerte der liebliche Mund. In entsetzlicher Angst nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken, schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch ein Mal sah er freundlich nach der Mutter, da kam der ewigen Liebe lösende Hand, und er entschlief. Nur wenige Tage hing ein tiefer Schleier über das brausende Meer, über das bebende Land; unzählige Thränen weinten die Geliebten; entsiegelt ward das Geheimniß: himmlische Geister hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel saßen bei dem Schlummernden, aus seinen Träumen zart gebildet; erwacht in neuer Götterherrlichkeit erstieg er die Höhe der neugebornen Welt, begrub mit eigner Hand den alten Leichnam in die verlaßne Höhle, und legte mit all-

mächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Gedankenspäne.

Der Haß des Gemeinen führt zum Vornehmen, denn nur dies ist dem Gemeinen entgegen gesetzt. Der gebildete Mensch muß Beides vereinigen können; er muß Beides sein können, wann und wie er will.

Es giebt gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Glück und Unglück stehen in beständiger Wage. Jedes Unglück ist gleichsam das Hinderniß eines Stroms, der nach überwundenem Hinderniß nur desto mächtiger durchbricht. Dies ist nirgend auffallender, als beim Mißwachs in der Oekonomie.

Die Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen. — Frauen und Liebe trennt nur der Verstand.

Das schöne Geheimniß der Jungfrau, das sie eben so unaussprechlich anziehend macht, ist das Vorgefühl der Mutterschaft, die Ahnung

einer künftigen Welt, die in ihr schlummert, und sich aus ihr entwickeln soll. Sie ist das treffendste Ebenbild der Zukunft. —

Die Ehe bezeichnet eine neue, höhere Epoche der Liebe.

Die Fröhlichkeit löst allmählich alle Bande. Daher schickt sie sich nicht für die Jahre und Stände, wo die Erhaltung und Befestigung jener Bande eine heilige höhere Pflicht wird; Eheleute dürfen nicht mehr jenen jugendlichen Festen beiwohnen. Ein milder Ernst ist die ihnen nöthige Stimmung, und eine klare Besonnenheit, eine Hütung ewiger Verhältnisse ihr Beruf.

Ein Charakter ist ein vollkommen gebildeter Wille.

Ein Verbrecher kann sich über Unrecht nicht beklagen, wenn man ihn hart und unmenschlich behandelt. Sein Verbrechen war ein Eintritt ins Reich der Gewalt, der Tirannei.

Der Mensch besteht in der Wahrheit. Giebt er die Wahrheit Preis, so giebt er sich selbst Preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth sich selbst.

Wenn der Mensch nicht weiter kann, so hilft er sich mit einem Machtspruche, oder einer Machthandlung: einem raschen Entschluß.

Die Erhebung ist das vortrefflichste Mittel, das ich kenne, um auf ein Mal aus fatalen Collisionen zu kommen.

Die Moral ist das Gewissen, Richterin ohne Gesetz; sie gebietet unmittelbar, aber immer einzeln; sie ist durchaus Entschlossenheit. Gesetze sind der Moral durchaus entgegen.

Unschuld und Unwissenheit sind Schwestern. Es giebt aber edle und gemeine Schwestern. Die gemeine Unschuld und Unwissenheit sind sterblich; sie haben hübsche Gesichter, aber ohne alle Bedeutung und nicht dauerhaft; die edlen Schwestern sind unsterblich, ihre hohe Gestalt

ist unveränderlich, und ewig leuchtet ihr Antlitz vom Tage des Paradieses. Beide wohnen im Himmel, und besuchen nur die edelsten und geprüftesten Menschen.

Die Moral ist, wohl verstanden, das eigentliche Lebens-Element des Menschen. Sie ist innig Eins mit der Gottesfurcht. Unser eigner sittlicher Wille ist Gottes Wille. Indem wir seinen Willen erfüllen, erheitern und erweitern wir unser eignes Dasein, und es ist, als hätten wir um unser selbst willen, aus innrer Natur so gehandelt.

Inhalts-Verzeichniß.

Tieck.

Seite

Literärisch-Biographische Notiz 7
Der blonde Eckbert, Novelle 17

Gedichte.

Der Arme und die Liebe 51
Melancholie 53
Spruch 53
Der wilde Jäger 56
Villa Borgheſe 57

Novalis.

Biographiſche Notiz 63

Fragmente.

Philoſophie und Phyſik 71
Dialog 93
Hymnen an die Nacht 93
Gedankenſpäne 107

Neue

Cabinets-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Acht und zwanzigstes Supplementbändchen.

Sonnenberg.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Stahlstich von F. Bahmann

F. v. SONNENBERG

Cabinets-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Neue Auswahl in 72 Bändchen

und

28 Supplementbändchen.

Acht und zwanzigstes Supplementbändchen.

Ausgewählte Gedichte

von

Sonnenberg.

Hildburghausen & New-York.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.
1834.

Leben des Dichters.

Franz Anton Joseph von Sonnenberg.

Geboren 1780. — Gestorben 1805.

Sonnenberg — der edle, unglückliche Dichterjüngling — ward zu Münster in Westphalen 1780 geboren. Die Fackel der Poesie beleuchtete schon seine Kindheit, — riesenstark und kühn, aber eben so ungeregelt als kraftvoll entwickelte sich des Knaben Phantasie und behauptete das Uebergewicht über alle andern Kräfte der Seele. Seine Erziehung hob das Mißverhältniß nicht auf. Er sah sich in der gefährlichen Entwickelungsperiode des Jünglings

ohne bestimmten, ernsten, begrenzten Wirkungskreis — und, seiner Seelenbeherrscherin Willkür überlassen, stürzte sie ihn endlich in den Abgrund. Selbst brach er die üppige, schöne Knospe des geistigen und physischen Lebens, ehe sie sich zur Blüthe entfalten konnte.

Sonnenberg galt in seiner Vaterstadt bereits im 10ten Jahre seines Alters als den besten dortigen Dichter. Als Knabe von zwölf Jahren entwarf er, nach Klopstock's Messias, der ihn begeisterte, den ersten Plan zu einem Epos, das Weltende (Wien, 1. Theil 1801) das alle Fehler eines regellosen, gigantischen Umrisses, einer meist schwülstigen, unnatürlichen Diktion und einer wilden Phantasie vereinigt. Vielleicht mehr um fremde als eigene Wünsche zu befriedigen, studirte er die Rechte, machte in seinem 19ten Jahre eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. In sein Vaterland zurückgekehrt, ekelten ihn die dortigen geselligen Umgebungen bald an, und unstät durchirrte er Deutschland von einem Ende zum andern, die Muse überall seine Begleiterin. Endlich fesselten ihn mit Vortrefflichen seines Alters angeknüpfte Freundschaftsbande für längere Zeit in der schönen Gegend Jena's; — Drakendorf erwählte er zu seinem Lieb-

lingsaufenthalt. Zurückgezogen, nur den wenigen Vertrauten seines Herzens zugänglich, arbeitete er hier an einem zweiten Epos, Donatoa (Halle 1806). Diese Beschäftigung füllte seine ganze Seele. Er opferte ihr Speise und Trank, jede Erholung, jeden Umgang, kurz jede andere Freude des Lebens. Aber die Folgen dieser gräßlichen Anspannung seiner physischen und geistigen Fähigkeiten waren schrecklich. Seine Kraft wurde ihre eigene Zerstörerin; am 22. November 1805, in Jena, endete er freiwillig durch einen Sturz aus dem hohen Fenster seiner Wohnung.

Drei Tage vor seinem Tode nahm er seinem Busenfreund Gruber das Versprechen ab, seinen poetischen Nachlaß zu besorgen. Gruber'n dankt die Nachwelt das große Verdienst, Sonnenberg's herrliche kleinere Gedichte seinem Volke erhalten, und in der großen Vollendung, die ihnen der Dichter selbst noch kurz vor seinem Tode, oft nur mit verwischten Bleistift-Bemerkungen gegeben, der Nachwelt aufbewahrt zu haben. Unter diesen verrathen viele einen zweiten Klopstock, — den wir an Sonnenberg jetzt noch hätten, — hätte der große Genius, so ausgezeichnet, so unendlich reich in der Blüthe der Jugend, männliche Reife erreicht

Aber auch ein vorzüglicher Idyllen-Dichter wäre Sonnenberg geworden. Seine ganze liebevolle Natur, seine Individualität, die die Liebenswürdigkeit, die edle Einfalt selbst war, schien ihm da seine Sphäre anzuweisen. Allein, indem er seinen hohen, moralischen Maßstab an die wirkliche Welt hielt, riß ihn diese gewaltsam aus seiner schönen Idealwelt, und nun drängte ihn die Kraft seines Herzens zur Satyre. Doch war diese nicht jener gemeinen Art, die der Spottsucht dient, — jene hohe, edle war sie, die mit erhabenen Zorn Alles zu dem Ideal hinauftreiben möchte, das den Dichter begeistert. —

Der vorliegenden Auswahl seiner Gedichte haben wir eine Stelle aus seinem großen Werke, Donatoa, angereiht. Dies ist das Fest in der Hauptstadt. Sie möge Denen, die das große Gedicht Sonnenberg's noch nicht kennen, hier als Probe dienen.

Das Gedicht: „Gott dem Weltrichter" ist das Erzeugniß der schrecklichen letzten Stunden des unglücklichen herrlichen Jünglings, und schon deshalb wird es in unserer Auswahl nicht ungern gefunden werden.

Dem Verewigten legen wir dies kleine Buch, das in dem großen Kreise, in dem unsere Bibliothek verbreitet ist, seinem Verfasser, in Hütten und Palläſten, manche neuen Freunde und Verehrer erwerben wird, als Kranz auf das frühe Grab. Schon brauſten die Stürme eines Vierteljahrhunderts an demſelben vorüber, und Manches, was der prophetiſche Sänger als Deutſchlands Zukunft ſeinem Volke verkündete, ward Wahrheit!

Mein Genius.

Der du in heitern Sommernächten oftmals
Die Begeist'rung aus Pindus Silberfluthen,
Wo, gleich mildem Harfengelispel, sie durch
Blüthen sich gießen,

Eilend mir schöpftest, wann am Abendhügel
Linde Kühl' um mich strömte, wann im Lenzthal
Vor mir, auf des Haines Gewässern, Luna
Freundlich dahin schwamm:

Nahe zu mir du jetzt im Westgesäusel!
Hier, wo heilige Eichenschatten kühlvoll
Diesen grünen Hügel hinunter fließen,
Hier, wo der Abend

Röthlich in's hohe Blumengras verschimmert!
O dämonischer Jüngling, sieh', der Mond
glänzt

Auf des Aethers wallenden Rosenfluthen
Dämmernd hernieder!

War nicht des Mäoniden Götterseele
Lange deine Gespielin? War nicht Milton's
Kühner Geist in dicht'rischen Eichenlauben
Auch dein Vertrauter?

Sahest du nicht bei öden Haidefelsen
Auch die Geister der Väter niederwallen
Zu den hehren Träumen des Celtenbarden,
Welcher der Vorzeit

Stürmische Todesschlachten mit der Harfe
Wehmuthstönen besang, und zarter Liebe
Einsam Grab, wo liebliche Frühlingsblüthen
Ueber sie wehten *)?

O, so gebar am blumenvollen Pindus
Die Natur dich nicht, o so trankest du auch
Nicht an ihren Brüsten der wahren Schönheit
Ewige Jugend!

Findest du bei des Stromes wildem Brausen
Ernst, mit glühender Stirn und Flamm' im Blicke,

---

*) Ossian.

Tiefaufathmend, Albion's Bardenseele *),
Wie sie im Sturme

Geniuskühn sich hebt, und wieder mit ihm
Sinkt, und jetzo der Menschen Seelenfluthen,
Jeder Klippe kundig, beschiffet: — folg' ihr!
Wenn auch von fern nur!

Und wenn du an kühlen Lorbeerhügeln
Von Petrarka die sanfte Engelmilde,
Du von Tasso stürmende Adler-Urkraft,
Beide erkanntest,

O, dann entfalten früh der Lieder Blumen
Zur Unsterblichkeit sich, die sie dich lehrten,
Und die du in heiligen Mitternächten
Oefter mir vorsingst!

Ha! wie dir hoch die Wang' aufglüht, o Jüngling!
Stürmisch klopfet das Herz von Ehrbegierde!
Ob mir Lorbeern sprossen am Pindus? — Laß die
Nachwelt entscheiden!

---

*) Shakespeare.

Wiegenlied.

Zetchen schließ dein Aeuglein zu,
Träum' in sanfter Engelruh!
Wohnst noch an der Schwesterbrust,
Kennst noch keine süßre Lust,
Als in deinem Taborhüttchen,
Herkla's Schooß, ein Schlummerliedchen;
Fromme Kinder schließen fein
Ihre losen Aeugelein.

Bist du nun den Frühling alt,
Und beblümt der Rosenwald
Unsrer Wiegeninsel sich:
Kleines Liebchen, führ' ich dich,
Mit dir spielend, mit dir scherzend,
Dich vor Gottes Sonne herzend,
Hoch auf blüthenweiße Höhn,
Vaters schöne Welt zu sehn.

Zeige dir im Dämmerschein
Blaues Veilchen, Rosenhain,
Hütten rings auf bunter Flur.
So im Tempel der Natur
Lehr' ich dir der Unschuld Lallen,
Zetchen! kleine Engel wallen
Aus der Morgenröthe dann,
Brüderchen zu sehn, heran.

Dich bekränzend knieen wir
Rund um dich und falten dir
Hoch die Lilienhändchen dann;
Alle Schöpfung betet an;
Und du stammelst, frommes Zetchen,
Ihm dein erstes Kindgebetchen,
Der sein Kind, die Erde, wiegt,
Dem sie traut an's Herz sich schmiegt.

Schlingst du dann um Herkla dich,
Küß' ich dich, du küssest mich,
Singe dir von Sonn' und Mond,
Wo der große Vater wohnt,
Der uns gab den goldnen Morgen,
Und der Mutter süße Sorgen,
Der die kleinen Kinder liebt,
Und mit Engelschutz umgibt.

Hüpfest du mir an der Hand,
Sinkt die Sonn' am Himmelsrand;
Heben wir zum Engelreich
Arm und Aermchen nun zugleich,
Beten, Liebchen und das Mädchen,
Beide traulich Ein Gebetchen,
Lächeln: Gott ist Liebe nur,
Gottes Herz ist die Natur.

Zetchen, ob auch Veilchen blüht,
Wo der Stern der Liebe glüht?

Jenseit jenem Abendroth
Wohnt der kleinen Unschuld Gott.
Liebchen! ob in höh'rer Ferne
Freu'n um ihn auch Liebessterne?
Aber Kinder, klein wie du,
Sind um ihn! Nun's Aeuglein zu!

Das Ländchen der Ruhe.

A.

Zeig' mir das Ländchen der Ruh', von dem uns der Pfarrer erzählte!

B.

Für ein Billiges, Freund, bringt auf den Weg dich der Arzt.

Abendgebet eines Arztes.

Noch kein Kranker; und schon ist der Tag beinahe verstrichen;
Unser tägliches Brod gib uns heute, mein Gott!

Grabschrift eines Arztes.

Wandrer, hier ruht Agrippa, der redlich sein Amt hat verwaltet.
Viele sind seiner Verdienste wie Leichensteine auf dem Kirchhof,
Und manch Städtchen beweint noch dieses Mannes Geschicktheit.

Hoffnung.

Hoffnung, Hoffnung! höchster Trost im Leben,
Halt', o Engel, mich empor!
Gaukle mir, wenn Grauen mich umschweben,
Deine Schmeichelbilder vor!

Ohne Dornen blüht kein Kranz auf Erden,
Lust vermählet sich der Pein,
Und von tausend Freuden, die uns werden,
Ist vielleicht kaum eine rein.

Wenig Wünsche finden hier Gewährung;
Glück, wenn wir die Kunst verstehn,
Muthig, zwischen Duldung und Entbehrung,
Unsern kurzen Pfad zu gehn!

Hoffnung, Hoffnung! Trösterin im Leben,
Halt', o Engel, mich empor!
Gaukle mir, wenn Grauen mich umschweben,
Bilder schönern Lebens vor!

Frankreich und Teutschland.

Ein Basrelief an der Wiege des Jahrhunderts.

1 8 0 2.

V o r w o r t.

Frankreich, welches der Dichter in dieser ersten Ode Gallia, in der folgenden Frankonia nennt, kommt als Siegestrunkene, Blutgewohnte, in Schlachten erwachsene Heroin aus den Gefilden ihres Streits, noch bedeckt mit dem Blute der Schlachten. In allen ihren Zügen noch ganz die Jugend einer Nation, sind die Tode ihrer Feinde ihre Heldenhimmel; und so sich selbst gefallend im Blute der Völker, die gegen sie zum Untergang kamen, stolz durch Hohenlinden's und Marengo's Siege, tritt sie, im Jubel erster Freiheit, mit dem Hohn der Siegerin vor das stillere Teutschland (Teuta, Germania), das schon als werdende Mannheit einer Nation bezeichnet wird, hin, und brauset ihr Herz aus.

Mit lautem Ungestüm der Jugend erhebt sie ihre Thaten zu den Göttern, und führt schon über Jahrhunderte hinaus den Enkel in's Heiligthum ihres Pantheons. Alles Große der

fränkischen Vorwelt dringt heiß in des Enkels Seele, sein Herz geht über. Weinen kann er nicht, denn — er sieht nicht Thaten von Menschen, er fühlt sich zu ohnmächtig, ihnen nachzukommen. Das Zeitalter der National-Leidenschaft, das Zeitalter der gespanntesten Nationalkraft ist vorüber; der Enkel blickt auf die Thaten der vaterländischen Vorwelt, auf die Siege der Väter, Siege leidenschaftlicher Kraft, und von ihnen auf sich; alles Große in seiner Seele wird niedergeschlagen; er — knieet, denn — er fühlt Götter.

Dieß ist der tiefe Sinn der bedeutungsvollen vierzehnten Strophe — Einst bebt der Enkel still in das Heiligthum: — wo die Frage am Ende: Verstehst Du's, Teuta? sehr an ihrer Stelle ist. Der Dichter that hier einen tiefen und wahren Blick in die menschliche Natur, und wußte meisterhaft durch Gedankenkürze zu charakterisiren.

Die jugendlich brausende Frankonia sieht alles dieß als einen Triumph unerreichbarer Größe ihres jetzigen Zeitalters an. Teuta hat ihr nicht Thaten wie Lodi's oder Marengo's entgegen zu stellen, erinnert sich aber doch still der Siege Stockach's und Novi's. Sie fühlt Alles, aber sie kennt auch das Warum. Teutschland ist zerrissen, entzweit, und darum

überall Tode ihrer Kinder und Gräber ihrer Schlachten, nicht Triumphmale. Einigkeit ist der Nationen Veste, Teutschland hat sie nicht; vereinigt aber wird es den Stürmen des Auslands stehen, einst das Ausland überragen. Daß hier der Dichter (Strophe 16. 17.) symbolisch zur Mythologie der alten Teutschen seine Zuflucht nimmt, ist ein Meisterzug, denn — Teuta redet.

Teuta hat Erfahrung, und die Vergangenheit hellt ihr die Zukunft auf (Str. 18). Frankreich riß zwar von Germanien Volk und Land ab, die Siegestrunkne wird noch weiter wollen, noch weiter reizen, wird aber die Enkel Cheruska's aufschrecken, aufschrecken zur Einigkeit, unter deren Aegide sie einst kommen, ein zweites Winfeld zeugen, und den Raub zurückfordern wird.

Nun sucht Frankreich sich zu rechtfertigen, und Manches, was es gegen Teutschland sagt, ist freilich nur allzu gegründet. Trefflich ist hier der veränderte Ton, den der Dichter seine Frankonia anstimmen läßt. Zwar noch Stolz, aber nicht Hohn; sie erkennt schweigend die ruhige Größe teutscher Vorwelt, schätzt aber ihre Freiheit natürlich höher.

Freiheit? — Volksgebraus einer zügellosen Demokratie war die Freiheit, die in Frank-

reichs Innerem wüthete, die, von den Schädeln ihrer Kinder her, die Ordnung der Welt umzukehren, und das eiserne, selbstmörderische Zeitalter des Atheismus im Triumph einzuführen drohte! Wider diese Freiheit, sagt Teuta, (wahrscheinlich hier selbst getäuscht), sey sie aufgestanden.

Nachdrücklich wiederholt nun Teuta, daß Frankonia sie nicht kenne. Teutschland konnte durch verlorne Schlachten auf einige Zeit einschlummern, entschlummern aber wird es hoffentlich nicht, sondern vielmehr erwachen zu einem großen Tage. Hinweg von der unheroischen Gegenwart blickt Teuta, und in männlicher, still-erhabener Begeisterung sieht sie einen großen Tag der Auferstehung. Den Halbgöttern dieses Tags weiht sie ein erhabneres Pantheon, als Frankreich seinen Helden heiligte:

„Das große Herz des Vaterlandes!"

Strophe 31. — Dezennien seh' ich fern schon vorübergraun — steht in Beziehung mit Strophe 14, und ist der gänzliche Gegensatz. Was von jener Strophe galt, gilt auch von dieser.

Der Barde (der Dichter knüpft hiemit die Nachwelt Teutoniens an die Vorwelt an), der greise Barde kann die Heroen jenes Ta-

ges nicht singen; er verstummt; aber der Enkel (des Barden nämlich) fühlt das höhere Lied seines Schweigens; er knieet nicht, denn — noch ist das Zeitalter der Nationalkraft, und die Thaten der Teutschen sind nicht Thaten der Leidenschaft, des Jugendalters, sondern Thaten ruhiger Größe, Thaten der Mannheit. Das Gefühl der Größe dieser Thaten schreckt auch den Bardenenkel nicht zurück, obschon die große Rede des Verstummens erschütternd ihn ergriffen hat. Alles schlummernde Große in seiner Seele erwacht, sein Gefühl nähert sich einen Schritt der That, er weint, — er will den Heroen nach.

„Wer sich auf Symptome der Seele versteht, — sagte der Rec. in der A. L. Z., J. 1805. N. 314. S. 394 — welche Tiefe findet er in dieser contrastirenden Charakteristik! Frankreich, — die Seele lodert, stürmt; Teutschland — verstummt, fühlt! Dort Erblassen, hier Erröthen; dort kein Weinen, hier die stille, erste Thräne; und — Schweigen!" Gewiß ist der Sinn des Dichters hier ganz getroffen.

Da des Barden Enkel der Stellvertreter des vom Dichter erwarteten National-Jugendgeschlechts ist, wie viel hat da nicht der Dichter durch ihn zu denken gegeben, der uns zeigt,

daß Teutschland solcher Thaten leidenschaftlos fähig war. Dort der Triumph der Leidenschaft; hier der Triumph ruhiger Kraft.

Weissagend verkündet Teuta den großen Tag; er kommt, wann

„Im Männerkleid dieß junge Jahrhundert noch

er kommt, und — Teuta

„seine Fürsten schüttelt wie welkes Laub."

Das Zeitalter, von dem der Dichter weissagte, hat begonnen. Die Siegerin Frankreich sah Teutschland in Einigkeit und bog vor ihm den stolzen Nacken. Sie hat erkannt, daß ihr eigener (Frankreichs) Gang in der Staatsumwälzung nicht Freiheit, nicht Wahrheit war; sie lernt jetzt das höhere Nationalziel, das, nach dem Lauf der Natur, nicht in der Jugend, nur in der Mannheit erreicht werden kann, — erkennen. Aber wird es, — „wenn abgeschüttelt die Fürsten wie welkes Laub" — Teutonia's Schwester seyn? —

Dieß ist der Sinn der letzten, wieder durch Gedankenkürze ausgezeichneten, einem Orakel ähnlichen und gewiß mit Absicht so gebildeten Strophe.

Es versteht sich, daß der Dichter für Alles seinen eigenen Gesichtspunkt hat, und daß aus

diesem das Ganze betrachtet werden muß. Nicht also aus dem, was ist, oder war, oder wird, sondern aus dem, was, nach ihm, seyn sollte, ist er zu beurtheilen.

Diese Ode hat Sonnenberg in Tell's Kapelle gedichtet.

Gallia.

Am Lorbeerhügel schlummert mein Donner itzt;
Wohl, Teuta, eile, hebe zur Donau dich,
Und wasche dir die Todeswunde
Dort, wo sie wirbelt; und wein' erst später!*)

Auf, eil'! Es möcht' erwachen der Schlummernde,
An meine Todten wieder erinnern mich!
Das stille Heldenlächeln meiner
Jünglinge zürnt ja nicht mehr, es stürmet

Der Hohenlinden**) furchtbares Lied nicht mehr!
Ich jauchz' am Ziele, kröne mit Lorbeer mich!

---

*) Wenn der Schrecken vorüber ist, dann wirst du erst finden, wie sehr zu weinen du Ursache hast.

**) Bei Hohenlinden, einem von Waldungen benachbarten Dörfchen, zwischen Braunau und Mün-

Du kränzest mit Cypressentrauer
Jetzt dir die blutige Lock', und jammerst!

Teuta.

Nicht traur' ich, Gallia! trag' ich die Gräber gleich
Von meinen Schlachten immer im Busen mit,
Und graun sie mir auch nah' am Herzen,
Nah, und wie Kinder, am Mutterherzen;

In Hermann's Enkeln lächelt ja Teuta noch,
Der Thräne spottend, die sie um Mitternacht
Als Mutter — Einmal weinte! Einmal
War wohl die Tigerin Sparta — Mutter! *)

Gallia.

In Hermann's Enkeln? — Sieh es, ihr Jünglingsblut
Verschönt mir itzt die Röthe der Heldenwang',

---

chen, fiel die (damals) letzte Hauptschlacht der Oestreicher wider die Franken unter Moreau, zum Nachtheil der Erstern vor. — S. — Im Jahr 1800, den 3. December.

*) Teuta vergleicht sich hier mit Sparta. Konnte jene Tigerin weinen, um wie viel mehr nicht

Ihr Moos ergelbt schon in Italiens
Fernsten, verwüsteten Paradiesen.

Dich neckten, Müde! lächelnde Täuschungen, —
Wie Morgentraum! — Marengo verstäubte sie!
Tritt hin zum öden Donnerfelde!
Bebst du! — Es schläft ja die Todesschlacht jetzt.

Tritt hin, und siehe (trockne des Herzens Blut!)
Mich hier umlorbeert, schrecklich und schön mich hier
Im Hochtriumphe meiner Größe,
Jubelnd am Sarge von deinen Kindern!

Früh waren Schlachten, früh schon mein Wiegenlied,
Die alte Rom durchglühte den Busen mir,
Da stand ich auf, und meine Thaten
Wurden, du sahst es, Gewitterstürme.

Zwar schlief ich sorglos flüchtigen Schlummer einst,
Da triumphirt'st, unedelen Lächelns, du,

Teuta, die Mutter ihrer Kinder. Und dennoch that sie es nur — Einmal.

Und thürmtest deine Donnerschlünde
Wider mich auf schon zu Todtenglocken.*)

Allein schon zürnend sahst du (ein Satyr)**) mich
Bald auferwacht, bis schwül, an dem Abendroth
Marengo's, nun die hehre, große
Hoffnung des Vaterlands blutig reifte.

An jenem Tag, der dort, wie ein Fest, aufging,
Und deine Siege alle zu Grabe trug;
Da sahst du meine großen Söhne
Alle durchflammt von der Vorweltseele!

Doch ihnen weiß das dankende Vaterland
Zu lohnen auch, hoch wölbt sich ein Pantheon,***)

---

*) Beziehung auf das erste Manifest des Herzogs von Braunschweig, und auf den Feldzug der Oestreicher und Russen in Italien.

**) Es ist gewiß bekannt, wie man im —r Hofkriegsrath sich über die herannahende Papierarmee (so nannte man sie) von Dijon lustig machte. — S.

Marengo, die große, den Krieg entscheidende Vaterlandsschlacht der Franken, verherrlicht durch die große Aufopferung des Desaix. — S.

***) Dieser erhabene Tempel, eins von den Wunderwerken der Kunst neuerer Zeit, wurde zu Paris

In ihm Denkmäler ihrer Großthat;
Späten Jahrtausenden Rednerinnen.

Einst bebt der Enkel still in das Heiligthum;
Die Seele lodert; stürmt ihm wie Ebb' und Fluth;
Die Wang' ist bleich, .. er kann nicht weinen, ..
Aber er knieet! — Verstehst du's Teuta?*)

Teuta.

Warum so keck doch zeigst du den Lorbeerkranz
Von allen Höh'n mir, wo du zu Throne stiegst?
Das Große lärmt nicht! Tönte Stockach's
Lied dir denn nicht wie ein Winfelds=
echo?**)

Das Blut Marengo's, ja, es verklärte dich,***)
Doch spült es einst die Woge der Zeit mir weg;

---

während der Staatsumwälzung erbaut, und allen großen Menschen der Nation geweiht. — S.

*) S. die Einleitung.

**) Stockach — wo Karl die Franken schlug, im Jahre 1799. — Winfeld, s. d. Anm. zur vorigen Ode. -- Winfeld's Echo nur, nicht Winfeld selbst.

***) Es verklärte dich. — Teuta ist gerecht, und gesteht Frankonien selbst die Glorie zu.

Nicht ewig reizest du! — Mein Zwillings-
Genius Alces war lang' entschwistert.*)

Wie aber, wenn nun wieder das Bruderherz
Nur Einen Schlag schlägt? Gallia, er könnte dann

---

*) Alces, eine Zwillingsgottheit unserer Väterwelt, worin der Römer seinen Castor und Pollux wiederfand. — Da keine Stimme ihrer Thaten auf die Nachwelt gekommen ist, so scheint mir der Teutsche der Vorwelt darin vielleicht auch nur die Einigkeit oder den Brudergeist einer kleinern oder größern Gesellschaft, eines Volks, einer Nation, als Gottheit personificirt zu haben. Brudergeist ist eine Erscheinung, die nicht am isolirten Individuo, sondern nur aus einer Mehrheit durch Zusammentretung hervorgeht; deshalb mußt' er, sollt' er unter die Anschauung der Sinne fallen, auch durch eine zusammentretende Mehrheit dargestellt werden. Diese aber sollte gleichsam zu einer großen Einheit werden; und welche Form, welche Versinnbildlichung dieses Hervorgehens, dieses Einswerdens einer Mehrheit scheint hiefür besser zu passen, als — eine Zwillingsgestalt; hier der Schutzgott Teutschlands. — S.

„Bei den Naharvallen — sagt Tacitus — zeigt man einen heiligen Hain; ein Priester in weiblicher Tracht steht ihm vor; die darin verehrten Götter sind, nach römischer Erklärung, Castor und Pollux; sie selbst nennen sie Alces, Bilder von ihnen haben sie nicht; keine Spur ausländischen Aberglaubens. Als Brüder aber und als Jünglinge verehren sie dieselben." De situ, moribus et populis Germ. C. 43.

Walhalla's hohe Winfelditin
Zürnend umarmen mit Herrmannsliebe!

Wenn Stockach ihm und Novi das Brautlied dann*)
Um Mitternacht zudonnern, so könnt' er sie
Mit heißer Hermannsluft umarmen.
Und dir im Zorne die Tochter zeugen!**)

Gallia.

Nicht Stolz verschminkt die Narbe Marengo's dir!
Du tratst heran, als lockte nur Siegestanz;***)

---

*) Novi, Wahlstatt der lange zweifelhaften Schlacht der Russen in Italien, verewigt durch die große Aufopferung Joubert's, wo die Teutschen den Sieg entschieden. — S. — Schlacht bei Novi, den 15. August 1799.

**) Die Schlacht bei Winfeld nennt der Dichter die Winfelditin, die er sich in Walhalla, dem Heldenhimmel der alten Teutschen, als Göttin ewiglebend denkt. Sie soll der Brudergenius Teutschlands, Alces, umarmen, und die Schlacht, welche nachher wüthen wird, wird eine Tochter jener vergötterten seyn. Wer denkt bei den Worten des weissagenden Sängers nicht des großen Befreiungskampfes der Teutschen in den Ebenen Leipzigs!

***) Ein gewisser Kongreß hielt den Krieg wider

In ruhigstiller Vorweltgröße
Kam ich, — und sah nun in deinem Blute

Mein Bild! — Und holderröthend lächelt' ich
sanft dich an,
Und rief zu Schwesterkuß und zu Handschlag dich,
Mit Hochgesang dich in des Friedens
Götter-Hesperien zur Frühlingsfeier:

„Laß rings die Welt Ein Tempel der Frei-
heit seyn,
„Und dann in ihm den Aufgang und Niedergang,
„Die Schläf' umweht von Oellaubskühle,
„Schwören zum ewigen Bruderbunde!

Frankreich nur für einen militärischen Spaziergang — nach Paris. —

Man kann übrigens auch hier bemerken, daß der Dichter so einseitig nicht war, weder die Fehler des Vaterlandes zu verkennen, noch die erkannten zu verschweigen. — Daß die Berufung und das Pochen auf alten deutschen Heldenruhm eben kein günstiges Zeichen für die Gegenwart sey, deutet Frankonia's Spott deutlich genug an. Wer daher bei dem Dichter nichts anders heraus lieset, als blos ein solches Pochen, der — hat ihn nicht verstanden, hat nicht einmal geahnet, was er wollte.

„Sie ist es, der vom Werthe der Ewigkeit
„Die Wange glüht; vom Auge die Flamme weht,
„Mittag strahlt zum Pfad der Wahrheit,
„Und zu ihr führet der Völker Kindheit!“

So sang ich, Teuta! wieß zu der Ewigen!
Warum da rief dein Donner in's Feuerfeld?
Du kamst von Schlacht umwogt, Cheruska's *)
Glühende Jugend der Leichenwange

Zurück zu zaubern, weh dir! mit Jünglingsblut
Von meinen Kindern, daß dir der Enkelwelt
Erzürnte Thrän' im Nesselngrabe
Später zur Thräne des Fluches werde!

Doch tanz' ich jetzo, wo, wie ein Beingehäus,
Der Riesin Stockach's blutiger Schädel moost,
Den schönen, großen Freiheitstanz, den
Furchtbar gebornen am Tag Marengo's!

---

*) Cheruska, hier die heroische Vorwelt, die Jugendschöne Teutschlands; da die Cherusker die erste teutsche Heldennation unserer Väterwelt waren. — S.

Ihre Sitze hatten sie diesseits der Elbe, im Braunschweigischen, Lüneburgischen, Hildesheimischen, Halberstädtischen und Magdeburgischen.

Teuta.

Nur Freiheitslarve schmückte die Tigerin,
Die deine Eden alle zu Höllen trat,
Und trunken von der Kinder Blute,
Die sie dir würgte, die Welt angrinzte.

Ja, Der empört' ich Schlachten aus Ost und West!
Der schönen Hohen zürnte mein Donner nicht,
Nur jener, die der leichenvolle
Sarg des Jahrhunderts erst mit in's Grab riß,

Der zürnte Teuta. — Brach in der Waldschlacht nicht
Die Römerkett' ich? — Gallia, du kennst mich nicht!
Der Freiheit Tag, als Säugling spielt er
Jetzt schon am Busen der Winfelditin.

Doch triumphirst du, weil dir Cheruska fiel!
Der Donauadler täuschte aus Nebeln dich;
Nicht Hermann's Sohn ist Hohenlinden's
Flüchtling, ich kenne des Fremdlings Grab nicht!

Mit deinen Schlachten tönteſt du Schlummerlaut
Dem Heldenkind nur; feiert dem Greise dereinst

Die Enkelwelt ihr höchstes Fest*) noch;
Gallia, — du siehst mich an diesem Tage!

Dann weiß auch ich zu lohnen den Göttlichen,
Am Abend dieses Tages der Thaten, — dann!
Das große Herz des Vaterlands ist
Ihnen geewigt zum Pantheone!

Decennien seh' ich fern schon vorübergrauen, —
Ein alter Barde sitzet auf ihrem Grab,
— Verstummt! — der Enkel fühlt's — Erröthet —
Schweiget! — und weinet zum Erstenmale**)!

---

*) Das Fest der Schlacht, die ohne Bild, die teutsche Einigkeit, der alten Kraft und des verlornen Heldenruhmes gedenk, im Freiheitskampfe bei Leipzig geliefert hat. — Der Dichter wagte nicht so große Hoffnungen von seiner Zeit zu hegen; er dachte einer etwas fernern Zukunft.

**) Der Erröthende eilt immer schneller zur That, als der Erblechende — Dieser Erröthende aber — schweigt auch; nicht blos flüchtige, schnell verlodernde Gluth hat ihn entzündet. Er weinet — so weinte Cäsar dem Andenken Alexander's, aus Drang, ihm gleichen zu wollen, und aus Schaam, ihm noch nicht zu gleichen.

Er wandelt her der furchtbare Thatentag,
Im Männerkleid das junge Jahrhundert noch!
Wie glüht des Ruhmes Aufgangsröthe
Blutig und hehr von der Strahlenwang' ihm!

Dann, gleich Erdbeben, donnernd daher ich geh',
Und meine Fürsten schüttle wie welkes Laub;
Dann winkst du, Hermann, allen Enkeln,
Äthmet in Alces nun — Eine Seele!

Ha, schön und furchtbar kommt er der große Tag
Des Vaterlands! — Wie stürmet, wie flammt dir bald
Des Herzens stiller Ungestüm zu!
Trauter, wie glühst du in meiner Seele!

Die Nacht versinkt; — es knieen die Kinder Teuts
Einst vor der Wahrheit! — Kannst du von deinen Höhn
Herab dann schaun, und stumm erröthen *), —
Schwester! — dann hast du mich erst verstanden!

---

*) Schwester Teutschland's ist Frankonia nur, wann sie erröthet, aber — stumm. Die vorige Anmerkung wird Licht auch über diese Stelle verbreiten.

Teutschland's Auferstehungstag.

Seitenstück zu dem Basrelief: Frankreich und Teutschland.

1 8 0 4.

Diese Ode steht mit der vorigen im genauesten und so innigem Zusammenhange, daß sie ohne jene kaum zu verstehen ist; sie kann daher nur in steter Beziehung auf jene gelesen und beurtheilt werden.

Der Dichter ist hier Prophet geworden; der Vorhang der Zukunft ist vor ihm aufgerollt. Wir sind mit dem Dichter in die große Zeit 1809—1814 versetzt.

Teutschland erblickt er in Sklaverei, in's Joch gekrümmt; die Vorwelt Teutschland's entrüstet sich über diese Nachwelt; in Teutschland aber herrscht tiefes, vorbedeutendes Schweigen umher, während Frankreich aus seinen Lorbeeren herab blickt, und mit triumphirendem Lächeln Teutschland höhnt. (Strophe 9 bis 11.)

Aber die im vorigen Basrelief angedeuteten Zeichen des großen Tages kommen. Hermann's Geist erscheint, und die Genien Teutschlands versöhnen sich (Str. 12 bis 14), indeß Frankreich, jetzt wilder als je, auf Teutschland herab höhnt, denn in dessen Auferstehungsmorgen sieht es nichts, als die Abendröthe seines völligen Untergangs. (Str. 15.)

Alles geräth nun in die lebhafteste Bewegung, doch so, daß Germania (hier als Mutter Teutschlands aufgestellt), in ihrer ruhigen Größe, in der tiefen Stille der Vorwelt bleibt, ungeachtet sie die Schlachten heranruft. (Str. 16 bis 21.)

Alle Völkerdrücker heben sich, wüthend und dürstend nach dem Untergang der Nation, wider sie her, sie eilen mit großen, Schlachten gewohnten Heeren zu ihrem Ruin heran. Doch auch jetzt bleibt Germania in erhabener Ruhe; mit ihren Söhnen, ihren Tapfern steigt sie zur Freiheitsschlacht herab, bei welcher Walhalla selbst ihr zuschaut. (Strophe 22 bis 29.)

Erschreckend die Heere der Sklavensöhne ruft sie jetzt noch einmal mit Schmerz der Mutterliebe ihre untreuen Kinder zurück, denn auch deren standen gegen sie in Schlachtreihen. Einige dieser Untreuen keh-

ren, durch sie erschüttert, zurück; die Völker des Auslands aber, und solche von ihren Kindern, die gezwungen noch gegen sie stehen, rasen auf sie heran. (Strophe 30 bis 35.

Nun steht sie auf in hohem Götterzorn; doch auch jetzt, als Würgerin, auch jetzt noch menschlich, denn — ihre Thräne bebt, und erst, da sie sich den Gedanken der Knechtschaft in seiner ganzen Schmählichkeit denkt (Str. 39), da erst läßt sie den Sturm der Schlacht los, und nun brauset die Schlacht umher.

Von Strophe 41 an schildert der Dichter die Schlacht, in welcher Schilderung besonders die individuellen Züge eines Heldenjünglings, der aber doch zugleich als Repräsentant einer Allgemeinheit dient, von großer Wirkung sind, indem wir den Geist der deutschen Streiter im Allgemeinen in ihm erblicken, und doch auch bei seiner Individualität gern verweilen. Es ist vielleicht nicht überflüssig, hierbei zu bemerken, daß der Dichter hier sich selbst gemalt hat; der Tod kam ihm nur zuvor, sonst wäre er vielleicht auch, wie dieser Jüngling, gefallen. (Str. 40 bis 49.)

Tausende sind gefallen, aber der Sieg ist erkämpft. Sieg und dessen Folgen. (Strophe 50. 51.)

Germania ist Siegerin, aber als Siegerin auch die hohe Germania, jetzt noch edle Menschlichkeit. Hier kommen (St. 52 bis 54) mehre Beziehungen auf die vorige Ode, die in den Anmerkungen näher angedeutet sind.

Frankreich tanzte wilden Freiheitstanz; Teutschland lohnt inniger dankend seinen Helden; die Freiheit der mündigen Nation beginnt; — ihren Vollgenuß rückt der Seher in die Ferne — des Vollgenusses Festtag.

Hier hält sich der Dichter nicht mehr, sein eigenes Gefühl bricht hervor; (Str. 55. 56) aber nur auf einen Augenblick, denn die Bilder der Zukunft drängen sich schnell wieder vor seine Seele.

Der Barde der Nachwelt aus dem vorigen Basrelief stellt sich dem Dichter zuerst dar. (Str. 57. 58.) Die Stelle, wo von ihm gesprochen wird, ist wieder nur durch die Rückblicke auf das vorige verständlich, wenn sie nicht vielleicht ein tieferes Gefühl von selbst verständlich findet. S. die Anmerkungen.

Frankreich erbebt in wilder Verwirrung; aber — man urtheile hier, ob der Dichter zu den sinnlosen Patrioten gehörte, und ob die Menschheit ihm nicht höher stand, als das doch so glühend geliebte Vaterland — herab tritt Frankreich auch von seinen Höhen und steht

neben Teutschland, voll Ernst, schweigend, und sich selbst jetzt richtig erkennend. (Str. 59 bis 61.) Daß auch hier die Gedankenkürze statt fand, machte schon die Beziehung nothwendig.

Mit einem Opfer dem Vaterlande, dem größten, das er bringen konnte, schließt der Dichter würdig seinen Gesang, zu welchem die Muse der Propheten ihn begeisterte.

Der Zukunft Pforten waren mir aufgethan,
Thuiskon sah ich, aber in's Joch gekrümmt,
Die Eumenid' an seiner Seite *),
Und mit ihm spotten der Fremde Völker.

Walhalla staunt' ihm, alles Enherion **)
Stand auf, und rief: Cheruska! Cheruska! wo
Bist du? — Fort schleppt's, — und ganz Walhalla
Wandte sich um da mit Vorweltwürde.

---

*) Die Eumenide, Furie, als die Gottheit einer diesem Stück fremden Mythologie sollte, nach des Dichters Willen, noch bestimmter auf Sklaverei hindeuten. — Furie, als Plagegöttin überhaupt.

**) Enherion, die Heldenversammlung im Himmel der altdeutschen Mythologie. — S.

Ha, wie so stumm jetzt, Mutter der Hermann'sschlacht!
Und siehst dein Kind noch, trägst es, und nennst es noch
Bei'm Namen laut, und — keine Röthe
Schreckt dir hervor in die Wang'? — Cheruska!

Wie Grab verstummst du, krümmst dich, — und blickest nicht
Zur Erd', — und wagst noch, wagst nach Walhalla den Blick, —
Und schweigst, — und ohne Blut der Thräne?
Beugst dich, und schleppst dein Joch? — Cheruska!

Und mit dem Auge gar nach des Donners Sitz!
Und bebst nicht? — ha, dein Auge verstand er doch,
Und deines Schweigens kühne Stille,
Stille, wie Götter vor Thaten still sind,

Als er sein letztes flüchtiges Umschaun noch
Auf dich hinzürnte, Wodan's Olymp *); verstand's,

---

*) Wodan's Olymp, Walhalla. — Wodan, Givodan, Odin, Gott aller Götter in dieser Mythologie. — S.

Und wandte jetzt mit großem Hoffen
Wieder sich um, — und nun schwieg er
mit dir!

So schwieg die Heldenvorwelt Cheruska's einst,
Eh' mit dem Tod in's Winfeld herab sie trat,
Eh' ihre Söhne Pantheone
Selber sich wurden und Ewigkeiten.

Allein in ihren Lorbeern er ahnete
Nicht diese Stille, nicht sie Frankonia,
Und blickte nicht vom Aug' ihr Ernst her *).
Laut mit unedelm Triumpheslächeln,

Marengo vor sich, rief sie: „ha, Deutscher, nun!
Wo ist dein Vaterland? — In Marengo liegt's
Hier unter mir im Todesschlummer,
Wische die Nacht dir vom Aug', und sieh' es!

Nicht Schlachtgeheule; meine Triumphe nicht;
Der Schwachen Kinder, die mit dir spotten,
nicht **);

---

*) Ernst setzte noch Achtung voraus und Rücksicht. Beide hatte Frankreich, wie es glaubte, gegen Deutschland nicht mehr nöthig.

**) Der Schwachen Kinder, d. i. die Söhne der einst bei Roßbach besiegten und fliehenden Franken.

Dein Winseln nicht; kein Völkerröcheln
Schrecken es auf; — wie die Leiche da liegt!

Ein Fremdling schleichst du unter Europa's Volk,
Und klirrst vor Knechtschaft! Siehst es und hörst es laut,
Ha, und dich wirft um Nacht kein höhres,
Edles Erschrecken in schwüle Unruh!"

Voll Siegeskühne rief sie's, und lächelte,
Und freute wilder ihrer Triumphe sich,
Und sah nicht schon wie Lenzfrührothe
Glühen Germania's Strahlenwange.

Da sieh, vor, aus schwerem Gewölke, drängt
(Und ein Walhall ging auf in Tuiskon's Aug')
Die Morgensonne des Jahrhunderts,
Strahlte herab wie aus Wodan's Himmel;

Und, gleich Erdbeben, athmete Winfeld auf,
Hoch schlug das d'runter ruhende Vorweltherz;
Und „Hermann kommt! (so scholl's) und Alces
Liegen sich weinend umarmt am Herzen! *)"

---

*) In Verbindung mit dem Seitenstück: Einigkeit ist die Veste der Nationen, Einigkeit nur hält die Na-

„Dies ist dein Abend, — höhnte Frankonia,
Die Romerschütt'rin, düsteren Lächelns her, —
Dein Abend ist's der Nacht Verkünder;
Ha, und der ewigen Nacht Verkünder!"

Doch Teuta rief jetzt, freudigen Ungestüms:
„Die Nacht ist hin! Walhalla steht auf, dies ist
Des neuen Walhalls Morgensonne!"
Rief's, und ihr stürzte die Gluth der Thräne.

Schlachtathmend rief sie's, rief's durch das Hermannsland,
Mit Donnerruf; nun wurde die Thräne Lied,
Und ganz Walhalla kam auf Erden,
Kam in Thuiskon, und ganz Thuiskon

Ward Winfeld rings; und rings durch das Winfeld scholl's
Gebirg herunter, Thäler herauf; erscholl's

---

tion der Teutschen wieder die Stürme des Auslands, zertrennt in Völkerzweige erliegt sie; Einigkeit symbolisirt eine Mehrheit im Hinübergange zur Einheit, eine Zwillingsgestalt, hier die Zwillingsgottheit Alces; Alces ihr Schutzgeist. — Aber Germanien war zertheilt, Alces hatten sich entzweit! — Vereinigen sich diese wieder, kehrt Einigkeit zurück unter die Nation, dann steht sie auf in Größe ihrer Vorwelt. — S.

Mit Wiederhall und Wiederhallen,
Scholl es herum durch die Höh'n und Tiefen!

Wie Wetterſturz rief's, donnert's: „Heran, heran
Zum Auferſtehungstage des Vaterlands!“
Und meergleich braußte rings Thuiskon,
Braußte von Völkern in Waffenſtürmen.

Da ging ſie jetzt den hehren und ſchrecklichen
Erdbebengang die hohe Germania,
Da ſtürzten Frankonia's Fürſtenſtühle,
Stürzten zu Trümmer die fremden Thron' hin;

Auf ihrem Chaos ſtand ſie mit Majeſtät;
Der Wangen Aufgang wurde nicht blutiger,
Nicht Sturm ihr Aug'; ihr Blick war Himmel,
Schweigen der Götter war ihre Sprache.

Allein, herabgeſchmettert in's Trümmergraus,
Wie Sturz der Hölle, ſchäumten aus ihrer Tief',
Mit dunkler Hela'swuth *), Empörung
Gegen ſie her nun die Völkerquäler;

---

*) Hela wurde von der Rieſin Angerbode mit andern Ungeheuern geboren, und thronte in den Oeden, wo Alle, die nicht für das Vaterland ſtarben, nach dem Tode hinkamen. — S.

Und sprühten Flamme, griffen nach Blut herum;
Die Adler um sie streckten die Klau'n dann aus,
Und braußten auf, in ihrem Grimm sich
Wild in entjochete Völkernacken

Nun würgend einzukrallen zum Untergang,
Und, schlachtenheiß, zu schwelgen in Völker-
blut;
Doch spät mit ihrer Häupter Stacheln *)
Spielten noch lächelnd der Starken Kinder.

Mit raßten hier die Fürsten des Bluts **)
empor,
Und peitschten alle ihre Verderben auf,
Und schleppten so, das Herz voll
Untergang, donnernde Heer an Heeren

Mit sich in's Streitfeld, ha, und in schrecklicher,
In grauser Ordnung, schlachtengewohnt, herab.
Da trat Cheruska, erderschütternd,
Ruhig und kühn zu der Todesschlacht her.

---

*) Die Stacheln der Häupter, nämlich der Völkerquäler, sind die Kronen.

**) Vaterländische Fürsten, bei denen sich nach dem obigen Ausdruck vielleicht aber auch an Tyrannen denken ließe. — Der Doppelsinn könnte absichtlich seyn!

Walhalla sah zum Winfeld die Wolk' herab;
Wie weht, wie weht die Fahne des Vaterlands!
Wie wogt's ihr nach von Heldenvölkern!
Flammet's ihr nach von der Schwerter Blitzen!

Weit rauscht's umher! Laut donnert das Vä-
terlied
Der Freiheitsschlacht. Jetzt, Hermann! dein
Volk, wie strömt's,
Wie strömt's heran und fordert Winfeld,
Winfeld! Germania kommt; zujauchz'
ihr! *)

Ja, wie die Vorwelt kam sie, der Locke Gold
Flog von der Morgenröthe der Wang' hinweg,
Ihr Antlitz ein Olymp, ihr Auge
Voll von des Vaterlands Auferstehung.

Sie hub's empor mit Gottheit, dem Aufgang
gleich
Ihr Blick. — Ihr Blick! — hinstürzt' er, ein
Wetter, jetzt,
Hinblitzt' er, flammt' in's Heer der Knecht-
schaft,
Schreckt' ihm zu Leiche das düstre Antlitz.

*) Germania hier nicht blos Teutschland, sondern dessen Mutter und Schutzgöttin.

„Wie, meine Kinder, — rief sie, — an diesem Tag
Hier wider mich, die Mutter! — das Vaterland, —
Ha, Hermann, hörst du's? Vaterwelt, du? —
Wider das Vaterland! — Hermann, hör's nicht! —

Zurück zu mir!" . . . Da riß sie das Brustgewand,
Weit riß sie's auf, ich sah nicht auf ihrer Brust
Marengo's Donnernarbe glühen,
Hub sich jungfräulich ihr Heiligthum noch.

Mit Mutterbeben warf sie die Arm' empor,
Weit auseinander, Alles Thuiskon jetzt
Am heißen Ungestüm des Busens
Hier zu umarmen mit großem Einmal,

Da stürzt ein hohes Volk an ihr großes Herz,
Rief: Mutter! — rief's erschütternd, und Schauer bebt'
Herab durch's Heldenheer, und Alles
Reichte die Hand hin zum Brüderbunde.

Doch Auslandsvölker wälzten mit Todeslied,
Mit Todeslied teutonische *) Heere selbst,
Gepeitscht vom Grimm der Völkerquäler,
Fürchterlich auf sie die Fluth der Schlacht her.

Jetzt zuckt' ihr Blitz, und wölkte sie Finsterniß,
Um's Aug' herauf; jetzt zürnet' und wüthete
Aus ihrem Auge ganz Walhalla,
Trieb sie Erdbeben mit jedem Schritt auf,

Und rief dem Donner! — Doch in des Wetteraug's
Verderben glänzt' es. — Thronerin Südens, nun
Warum dein Antlitz um? — Die Thräne! —
Sahst du's? — Und fühltest du dich erröthen? **) —

Sie glänzte! — Blieb die Würgerin Mutter doch! ***)
Du sahest nicht sie, Enkel! D'rum kommt dir nicht

*) Die Heere der Sachsen, und der teutschen Völker jenseits des Rheins.

**) Daß hier der Beziehungen auf die vorige Ode mehre vorhanden sind, ist bereits in der Einleitung bemerkt. — Vorzüglich muß man Rücksicht nehmen auf Strophe 3. 8. 25. 36 der vorigen Ode. — Das Erröthen ist hier Wirkung der Schaam bei erster Selbsterkenntniß.

***) Germanien glüht von edelm Zorne, schon denkt sie

Die ſtumme Stunde, die ſie nachfühlt,
Schauert zu weinen, und — doch nicht
nachweint! *)

Sie war es, Enkel! aber ſie war es auch,
Worin ihr Bild die eiſerne Knechtſchaft ſah,
Von Kett' umklirrt; im Wiederſcheine
Grinzen es ſah, und — ſich nicht entſetzte! **)

D'rum Schlacht! — und Schlacht war! Schlacht
es und Todesnacht!
Und alles ward ringsher in ihr hingeſtürzt,

Kampf, aber die Thräne fällt, denn — auch gegen eigne Kinder ſoll ſie kämpfen.

*) Du ſaheſt nicht ſie, — die Thräne nämlich, welche Germania damals weinte, (der Dichter ruft den Enkel jener Enkelwelt an,) denn ſonſt würden ſeltſame Gefühle deine Bruſt zerreißen. Eine ſtumme Stunde würde dir kommen, d. h. eine ſolche, wo du ganz verloren wäreſt in jene Gefühle, die dich drängen zu weinen, weil die Mutter des Vaterlands die eignen Kinder würgen mußte.

**) Sie war es — nämlich die Thräne, welche zu bitter, zu ſchmerzlich war, als daß der theilnehmende Dichter ſie ſo leicht hätte vergeſſen können, — ſie war es, in der die Knechtſchaft — der teutoniſchen Völker, die auch jetzt noch, nach dieſem Aufrufe der Mutter noch, die Liebende mit Tod und Untergang bedräuen mußten — ihr Bild ſah; ſah, wie abſcheulich es war, ohne ſich zu entſetzen.

Und von den Wolken rief Walhalla,
Sang es, und donnert' es: hier ist Winfeld!

Und Vorweltthaten strahlten, und ewigten
Thuiskon hier! Des brausenden Jünglings Brust,
Die ihm sein eigner Scheiterhaufen
Lange schon war, und mit Wuth aufflammte,

Hier brach mit einmal, wie ein Vesuv, sie los,
Warf Schlacht um sich, und Tode, Wogen Bluts;
Er ward ein Heer dem Vaterlande,
Ward ein Jahrhundert voll Heldenthaten.

Gluth haucht's herum! Wie ebbt' und wie fluthete
Der Streit durch's Dunkle! Thürmte sich Tod auf Tod!
Ein großer Mensch trat her; dein Auge,
Hermann! so glänzte dir's nur in Thaten.

Ein großer Mensch! Er kam, und Walhall stand auf,
Und Hermann's Brust erhub sich! Er kam, nach zwei
Jahrtausenden sein Erstgeborner!
Trat mit der Fahne des Vaterlandes,

Der Nachzeit Geist in sich und der Vorzeit Herz,
Dorthin, wo's mitternachtete, siegt' heran,
Wie eine Nation allein Er,
Herrschet', und riß mit sich fort Cheruska.

Im Pantheon der Vorwelt erwuchs der Held
Vom Mann zum Menschen*), weinte vor Hermann's Bild
Als Knabe schon, und früh in Nächten
Rief schon mit glühender edler Unruh

Des Heldenkindes Seele: mein Vaterland!
Im Frühschein rief sie's, rief's in der Späte Röth',

---

*) Vom Mann zum Menschen. — Wenn irgend etwas beweisen kann, daß der Dichter nicht zu den, Bardenbombast nur hinbrausenden, und dadurch sich Patrioten wähnenden, Schwätzern gehörte, so ist es diese Stelle, in welcher er so offen bekennt, um wie viel höher ihm der Mensch, als der Mann, der bloß Starke, Tapfre oder Kühne stehe. Reine Humanität sollte vorwalten in der Welt. Der Dichter hätte nie sein Vaterland so hochgeachtet, als er es achtete, hätte er nicht dieses Streben nach reiner Humanität in demselben als charakteristische Eigenthümlichkeit in ihm erkannt. Seine Helden wagen also nicht für Schatten der Schatten ihr edles Leben, kämpfen nicht für Vorurtheil und armseliges, die Humanität wohl gar unterdrückendes Herkommen aus einer rohen Zeit.

Und Sehnsucht nach der Väter Zeiten
Hub ihm die Brust und zu Purpur glühte

Die Wang'; aufriß er, streckte, voll Ungestüm,
Den kleinen Arm aus; bebt', und des Vaters Stimm'
Umscholl ihn hell: wohin? — Nach Winfeld
Schluchzte der Knabe mit Sturm des Herzens.

Und nun als Mann, nun stand er im Winfeld da,
Wie Hermann stand! Und stand für das Vaterland,
Wie ein Jahrhundert voller Thaten; —
Sieger! — und sank' wie der Große Sempach's*).

Vom Herzen stürzten dir noch, Germania!
Viel Heldentode; spritzt' es von Blut dir noch

*) Winkelried, der in der berühmten helvetischen Freiheitsschlacht gegen Herzog Leopold III. von Oesterreich, bei Sempach (1386), sich mit der Großmuth eines Leonidas dem Vaterlande opferte. — Mit diesem Beispiel deutet der Dichter auf den Geist der teutschen Freiheitsschlacht.

Wie Abendroth in's Mutterauge;
Aber auch Winfeld iſt dein *)! — nun
ſpritz' es! —

Nicht mehr! — Schon ſtürmt' und braußte die
Fluth daher,
Durch Nacht und Gluth, durch Weiten voll
Völkertod;
Und tief herab durch graue Ferne
Heulte ſie fort wie Orkangewirbel.

Olymp genug, ſchwieg, jetzt, wie das Meer
wenn's ruht,
Die Majeſtät der hohen Germania,
Und würgte nicht die Flucht, und ließ nicht
Ihre Triumphe in's Ausland wüthen.

Kein Donner ſang zu lärmenden Siegestanz;
Der Kinder Tode hub ſie an's Mutterherz,
Und ward ihr Pantheon, und Mal war
Ihren Unſterblichen jeder Blick ſchon **)!

---

*) Winfeld, d. h. hier eine neue, unter den gleichen Verhältniſſen, wie einſt jene im Winfeld gewonnene Schlacht; eine Schlacht alſo, welche die Tyrannei des Auslands brach, und dem Vaterland die Freiheit erſiegte

**) Steht in Beziehung auf Strophe 13. 25. und 31. der vorigen Ode. Germania hatte dort ſchon ge=

Auf ging die Morgenröthe der Freiheit jetzt,
Ihr mündig ward das heilige Heldenland*),
Bald ganz Cheruska weint', bald wurd' es
Eine Umarmung! — O Götterwollust!

Da mit zu weinen! Söhne der Nachwelt, da
Mit zu umarmen! Rufen: mein Vaterland!
In dieser Thrän' es rufen, ach! in
Dieser Umarmung mit ganz Thuiskon!

An diesem Tag' am Herzen des Vaterlands! — —
Ha, daß dann über mir des Jahrhunderts Moos
Schon herweht, das zu wissen, gräbt mir
Grab in die Seele, wird Nacht um's Herz mir! —

---

sagt (St. 15.): Das Große lärmt nicht; und was sie dort gesagt hat, beweist sie hier. Stille Größe, ruhiges Bewußtseyn, innige Herzlichkeit sind ihr Charakter. — Der Dichter hat auch nicht ganz Unrecht, und wird noch mehr Recht haben, wenn Teutschland erst die falsche Größe verachten, und das Verdienst den ihm gebührenden Platz behaupten wird.

*) Erst zu Ende dieses Jahrhunderts hält der weissagende Dichter sein Vaterland für mündig zum Vollgenuß der Freiheit. Daß übrigens dieß auch von Frankreich gelte, ist aus Allem, was er darüber sagt, klar

Was sangst du, Barde*)? ward ja dein Auge Gluth!
„Thuiskon's Fest!" — Ha, Kühner, das wagtest du?
Und lauten Jauchzens? — Nein, du sangst's nicht! —
Barde, du sangst nicht das Fest Thuiskon's!

Dir bebt die Stimm' jetzt, Barde! — Du weinst, und kannst
Nicht weiter singen? — Aber du wagst es nun,
Und schauerst, — und verstummst für ewig? —
Barde, du sangest das Fest Thuiskon's **)! —

---

*) In Beziehung auf Strophe 32. der vorigen Ode. Das Gesicht der Zukunft, welches dort nur schnell vor dem Dichter vorüber ging, enthüllt sich ihm hier deutlicher und bestimmter. — Es ist hier so lebhaft, daß der Dichter sogar das Gesicht für Wirklichkeit hält, und mit dem Barden spricht. Er tadelt ihn, daß er lauten Jauchzens das Fest Thuiskon's singen wolle. Der Grund, der ihn zu diesem Tadel antreibt, ist eine Besorgniß für die Zukunft jener Zukunft, denn immer steht es fest in seiner Seele: das Große lärmt nicht! — Und kann man auch das Größte würdig singen?

**) Es gibt, will der Dichter sagen, nur eine Art, jenen großen Tag des Vaterlands und dessen große

Hinauf den Blick, Urenkel! — War's Schrecken wohl,
Und welcher Schrecken, was so verwirret jetzt
An's Herz der Donnerin Marengo's
Riß, und im Auge so wild ihr zuckte?

Auffuhr sie; rauscht' herab von den Lorbeerhöh'n;
Wie himmelhehr jetzt, kam sie im Wolkenkleid *),
Voll Sturm die Brust, die Wange Morgen
Stürzt' an Germania's Brust herunter;

Und stand voll Ernst, und reicht' ihr die Hand, und schwieg! —
Doch, stiller Enkel! — Still'rer! verstehst du auch
Die Röth' in ihrem Antlitz? — Enkel!
Und das zum Busen gesenkte Auge? **) —

Folgethaten würdig zu singen, — durch Verstummen. Dieß setzt ein tiefes Gefühl jener Thaten voraus, eine richtige Anerkennung ihrer Größe, und das stille Bekenntniß, daß man nicht glaube, durch Prahlerei jenen Großen gleichen zu können, ohne in der That etwas von ihrer Größe zu besitzen.

*) Das Wolkenkleid, womit man allenfalls die Luftgeister umhüllen kann, könnte vielleicht eine Anspielung auf die Republik Wolkenkukuksheim in den Vögeln des Aristophanes seyn.

**) In Beziehung auf Str. 14. der vorigen Ode.

Wie glüht, wie glüht mein Herz dir, o Vaterland!
Dich leugnet laut und erst zwar der Mitwelt Geist,
Du aber warst; und bist, und wirst seyn,
Vaterland Hermann's! — d'rum schweig', o Harfe! *)

Die Erwählte.

Du bist! ... und bist das glühend ersehnte Herz,
Durch stumme Mitternächte so heiß ersehnt,
Daß von des Lebens erstem Hauch an
Alles mir Werthe geeint in sich faßt;

Worin ich jedes Götterarkadien
Der Knabenträume, jede verlorne Schweiz,
Und alles, was mir je am Herzen
Ruhte, zurück an das Herz mir drücke.

---

*) Ich wollte vollenden mit einem göttlichen Opfer dem Vaterlande, mit dem Bekenntniß seines ewigen Daseyns. — S.

Der Wiegenjahre erste Umschlungene,
Die trauten Mitgespielen der Unschuldswelt,
Die jetzt im Hügelgrase wehen,
Oder ich brech' in des Kirchhofs Blumen,

All deine stillen, wie aus dem Abendroth
Hinabgesunknen Eden, o Genfer-See!
Worin ich jeden Traumolymp fand,
Ach, aus den Tagen des Rosenalters!

Worin ich froh die Kindheit und Knabenzeit
Mit deiner Ufer Grazienjugend einst,
Wie eine Paradies-Idylle, —
O, wie beglückt, wie die Brust voll Himmel! —

Zurück mir spielte; Knabe, nun Jüngling ward,
Und jeden durch den Jüngling verstreuten Ton
Zur Melodie der reinsten Liebe
Wieder das Herz mir durchzittern fühlte!

Du bist's, die einst, süß schauernd am Busen mir,
In langem Tiefverstummen, . . in bebenden
Gebrochnen Ach's . . verwirrt, mit holdem
Jungfraunerröthen in's Herz mir lispelt':

„Ich bin das Ach, das, Jüngling, die Brust dir eng
„Zusammenpreßt, und wieder zu Weltraum hob,

„Das frühe schon des Erstgefühles
„Thränen im Liede dir sanft entlockt!

„Ich sprach in deinem brausenden Gluthgefühl
„Der ersten Freundschaft, die zum Elysium
„Das Schul-Sibirien dir umschuf!
„Mich in dem Trauten umschlang dein Innres!

„Dein erster Seufzer rief schon unwissend mich,
„In jeder wildauflodernden Andachtsgluth
„War ich's in dir, dem du die Hände
„Falteteſt, dem du an's Herz dich sehnteſt?

„In allem Ich, wornach du im Leben nur
„Bei hoher Brust die Arm' auseinander warfſt,
„Was still in jeder Trennung weinte,
„Und im Verstummen des Wiedersehens!

„Ich bin die Lina, die in Gesänge du
„Aushauchteſt, bin dein Zittern um Mitternacht,
„Der Ruf in deinen Knabenträumen,
„Und die Beklemmung im Jünglingsherzen!

„Dein Jugendland dir, bin dir dein Vaterland,
„Bin's, was in jedem Zucken des Heimwehs schlug,
„In stillen hehren Vollmondnächten,
„Dir, wie unendlich, die Brust aufschwellte!

„In jeder Ahnung bebte! Ich bin dein All,
„Bei Sternenanblick in dir mit Schauern sprach,
„Und, Eins mit dir, wirst, Ewigkeit, du!
„Zeit mir, und Raum, die Unendlichkeit mir!

„Die Liebe nur umarmet am Herzen sie,
„Die haucht in uns, d'rum fassen wir beide ja,
„Verstehn im Schau'r des Augenblickes,
„Was nicht Aeonen der Erde lehren!

„Warum die Sprache! Todte, hinweg von uns!
„Nur ohne Sprache reden wir göttlicher,
„Die Welt erfüllt es nicht, . . Verstummen!
„Götter und Liebende reden durch dich!

„Nicht heiß' ich Herkla; nicht wie die Welt dich nennt,
„Und selbst um Mitternacht dich der Freund auch, du;
„Dir sag ich's nicht, und du mir auch nicht,
„O, und doch nennst du mich, nenn' ich dich ja

„Im Aufruf süßer Schrecken der Liebe laut,
„In jedem wollustschmerzlichen Ach dich laut,
„In jeder plötzlichen Beklemmung
„Tief in der Seele voll Wonne in mir!

„Dich nenn' ich heiß in jedem Erröthen nun,
„In jedem schnellen Wiedererblassen jetzt,
„Dich, wenn ich bang dich fass', und . . zittre,
„Oder im Seufzer anblick', und schweige!" —

Du bist, du Wunderbare, vor mir nur licht
Im Wunderbaren, und der allmächtige
Hindrang in deine Schauernähe
Rief, o wie rief er mit Ahnung in mir:

„Die du in allem Göttlichen um dich sahst,
„In jeder Harmonie um dich hörtest,
„Die zu dir will, dir heiß entgegen
„Athmet aus aller Natur, sie ist es!

„Die du vom Schicksal heiß dir erflehtest,
„Um Mitternacht dir stürmisch erwütheteſt,
„Im Mondlicht mädchenhaft erweinteſt,
„Läugneteſt auch, wie dein Vaterland einst." —

Mein ganzes Daseyn! o wie von Hoffnungen,
Von Thränenstürmen einsamer Nächte voll,
Wie rief's nur ewig dich! wie rief es
Dich in dem Knaben, und dich im Jüngling!

Dich heilig großes Herz, an der Vorwelt Bruſt,
Geſäugt, gewärmt, Heroin genug, in dir,
Mir Vaterland zurückzugeben,
Das in das Grab, in das Grab ſchon hinſinkt;

Das hohe Namenloſe, wovor ich einſt
Vor Winkelried's Bild, ſchwüleſter Unruh, ſchwieg,
Wornach ich bang den Arm ausſtreckte,
Thränenlos weint', und in mir es Nacht ward!

Du warſt, du biſt das große Unnennbare,
Wornach in Götterſtunden mein Herz ſich hebt,
Sich hebt, o wann die ganze Menſchheit
An mich zu drücken, ich wolluſtbebe!

Dann, Herkla! ſtehſt als Menſchengeſchlecht ja du,
Als Bild des Weltalls, als die Natur vor mir!
Als Dieſſeit vor mir und als Jenſeit,
Herkla, o ſey, mir am Herzen, ganz mein!

Mit Blick, mit Kuß, mit ſchlagendem Herzen mein,
Mit jeder ewigen Seelenumarmung mein,
Sey ganz mein mit dem Dieſſeit um dich,
Herkla, und mein mit dem Jenſeit in dir!

In jedem holden Mägdleinerröthen mein,
In jeder süßen Mägdleinverwirrung mein,
Mein im Aglajalächeln, koßt es
Nun von der Stirne den stillen Ernst dir!

In jedem liebeängstlichen Zittern mein,
Wann deiner Weibheit schüchterne Seele vom
Zusammenklange mit der Mannheit
Weiblicher bebet und tiefer athmet.

Hier ist die Brust, die ganz dich umfaßt und fühlt,
Ein unentheiligt Delphi der Liebe sie,
Voll Hymne dir, du ihr Entzücken,
Ihre Begeisterung, ihre Andacht.

In deinen Reizen, deinen Empfindungen,
In deiner mildjungfräulichen Göttlichkeit,
In deiner süßen Weibheit schwelgend,
Um dich geranket mit tausend Armen;

Wann beb' ich mit dir, Herkla, wann schlägt
dein Herz
In deines Auges Himmel nun sichtbar mir,
Wann kommt die stumme Stunde, wann denn
Kann ich nur Herkla! nur.. Herkla! sagen!

Wo engaufathmend sie in gedrängten Ach's,
Was in ihr redet, wieder mir lispeln will,

Mit hundert Sprachen heiß zu strömen,
Glühet und bebt, und . . nicht kann, und
. . weinet;

An's Herz mir sinket, ich an das Herz ihr sink',
Und uns Natur umschlinget, Natur mit Uns
Dreieinig wird in Einer Liebe,
Einer Unsterblichkeit, Einer Gottheit.

Einander fassen! zweite Unsterblichkeit!
Des Wonneschauers aller Natur in mir!
Des Augenblickes, Herkla, wenn wir
Zitternd und stumm nun einander fassen!

Ryno und Alina.

Sage der Vorwelt.

Hörst du, Minona, das Sausen der Eich', es rauschet der Väter
Sine Sage mir zu, von Alina die schaurige Sage.

Schön, wie der Mond, war Alina, wenn klar er am Himmel dahinwalt,
Ihre Augen den Funkeln der Stern' im See vergleichbar,
Rosig glühend die Wange vom Morgenrothe der Unschuld.

Oftmal saß sie allein im Schatten der alternden Eichen,
Mild von des Abends Schimmer bestrahlt; und Gedanken der Schwermuth
Drängten im Geiste sich ihr, und hoben den Busen mit Seufzern.
Ihrer Mutter brachte sie selbst den Tod in ihrer Geburt schon,
Ihren Vater raubte die mordende Schlacht, und der Bruder

Fiel im heiligen Land, und schlummert am Ufer des Jordan.
Einsam wär' und verlassen im feindlichen Leben die Holde,
Wäre nicht Vater und Mutter und Bruder ihr Ryno geworden,
Ryno der wackere Held, und schön wie ein Morgen des Frühlings.
Alle das dachte sie sinnend, bewegt in der Tiefe des Herzens,
Und in der Zärtlichkeit Lied ergoß sich die Stimme der Jungfrau;
Ryno nahte sich dann, der Geliebte, dem liebenden Mägdlein.

Einstmal saß sie auch so im Rauschen der wipflichten Eichen
Oben am Hügel, es brauste der Sturm im entlegenen Waldthal,
Regenwolken versammelten sich um die fernen Gebirge,
Und an ihnen hing trüb der Abend vom Himmel hernieder.
Sieh', da rauschet' es auf vom nahen Hügel, doch war es
Nicht der Geliebte des Mädchens, es naht in dunkeler Rüstung,

Ihr ein Krieger; es goß ihr der Anblick Graun in die Glieder;
Ernsthaft schritt er daher mit finsterblickenden Augen,
Und erblickte das liebliche Mädchen; in seltner Verwirrung
Starrt' er sie an mit dem düsteren Blick, der Bebenden nahend.
Will die Tochter von Thulin, begann er, im Wetter hier weilen?
Schwarz stürzt über die fernen Gebirge der Regen schon nieder.
Reiche die Hand du mir, o zarte Jungfrau, es ruhen
Sanft die Zarten bei mir, bin wild nicht, schone das Zarte,
Habe der Bettlein manche, worauf die schlummernde Braut ruht.
Willst nicht? Wenigstens gib du mir das zitternde Brustband. —
Ryno kam, es schwieg der Düsterblickende, fernte
Sich hinweg; noch blickt' er sich um, und sah noch Alina's
Busenband wehn im schon verdüsterten Schimmer des Abends.
Bist du es, meine Geliebte? rief laut ihr Ryno entgegen,

Sieh wie der Hagel am fernen Gesteinfels dunkel herabschlägt,
Und im Walde der Nachtsturm saust; komm', meine Alina!
Komm' in die Höhl' am Berge, bevor uns das Wetter ereilt hat.

Und sie gingen im süßen Gefühl noch glücklicher Liebe; —
Eng umschlangen die Arme des Jünglings seine Geliebte,
Aber Thränen umzitterten bald sein glänzendes Auge.
Weinst du, Geliebter? sprach das liebende Mädchen; hat Schwermuth
Deine Seele verfinstert? . . . Ach, sind die Blicke Alina's
Trüb dir? sprich, mein Ryno, was hat dir die Seele verdüstert? —

Sie erreichten die Höhle. laut brauste der Sturm durch das Feld hin,
Lauter rauschten am Berge die Fluthen . . . hier sind wir nun sicher,
Sagte mit bebender Stimme das Mädchen, . . .
Du schweigst, was trübet
Deine Seele? was stürmet wie Wogen in ihr? Soll dein Mädchen,

Nicht die Schmerzen theilen, die dir die Seele bewegen?
„Sey es, so will ich denn reden," sprach weinend der Jüngling, und drückte
Seine Geliebte fest an den bebenden Busen, „Alina,
Hinter die fernesten Felsen dorthin die düstere Waldhöh',
Dort, dort wird mein Schild sich erheben; mich dürstet nach Thaten,
Drängt es im Busen, zu seyn, was unsere Väter einst waren;
Schon als Jünglinge Helden, mit Todesflammen im Auge
Und mit glühender Seel', und der Freiheitslieb' in dem Busen
Zogen in Kampf und Schlacht sie aus, der Schrecken der Feinde,
Sehnend, für Freund' und Geliebte, für Weib und Kinder zu bluten.
Freund' und Vaterland rufen mich jetzt; mit heißer Begierde
Stürb' ich der Helden erhabenen Tod; doch eine Erscheinung
Stieg zu mir nieder im Traum an Linda's moosigem Steinfels;
Nicht dem Tod in der Schlacht erzittr' ich, doch dieser Erscheinung.

Sieh'! ich sah' dich dort am Gestade des wogenden Waldstroms,
Einen Krieger umschlingend mit liebender Inbrunst, liegen!"

Sichtbar wallte der Busen des zärtlichen Mädchens; o Ryno!
Treu bis zum Tode soll nur mein Arm den deinen umschlingen,
Dir will ich folgen im Schatten der Schlacht, und in aller Gefahr dort!

Nein, bleib', meine Geliebte! so sprach er, sie innig umfassend,
Bleib', bis sich im Gefild der Sturmwind legt mit den Fluthen!
Meine Schritte sind dir im Dunkel des Kampfes nur schrecklich.
Aber, wenn dort sich der Mond im Wogenguß an der Felshöh'
Gegen Mitternacht senkt, dann kehrt dein Ryno dir wieder!
Dort den Waldstrom, hörst du sein fern und dumpfes Gebrause?
Neben ihm windet mein Pfad sich herauf, und gegen des Stroms Lauf,
Wo er sich endet, wird stürmen die Schlacht an der düsteren Waldhöh';

Doch, wenn der Mond im Felsenbach schimmert,
dann kehret dein Ryno!

Ach! so geh' denn! schluchzte das liebende Mädchen, und sahe
Noch mit einem Blicke voll weinender Zärtlichkeit auf ihn, . . .
Dieses Busenband schlinge zum Denkmal deiner Alina
Deinem Arm sich herum! — — Doch kehre mein Ryno bald wieder!

Und der Jüngling ging und kam zu der düsteren Waldhöh',
Wo sich die finstere Schlacht in Waffengewitter schon kreiste,
Und das Lanzengesplitter die nahen Gebirge hinabscholl.
Dunkler schwoll immer die Schlacht um die Höh', und der Rosse Gestampf scholl
Donnernd, es wetterten über die Hügel die Schilde herunter,
Dumpf durch das nächtliche Grauen; der rauschenden Panzer Getöse
Krachte weit umher am bebenden Ufer des Stromes.

Einsam ging Alina hinaus vor die Höhle, der Sturm war
Still, leis säuselte nur bisweilen ein westliches Lüftchen.
Lieblich stand der Mond umsäuselt vom Silbergewölk da,
Nach dem Waldstrom lenkte sie sinnig den Schritt, dort sollte
Ryno kehren, es schwoll und sank der zärtliche Busen.
Ryno, Ryno! so rief mit zitternder Stimme das Mädchen,
Sieh, schon sinket die Nacht, schon schwimmet der Mond in dem Felsbach,
Glänzend schäumen die Wogen im silbernen Dämmerungslichte,
Ueber die Klippen; du wolltest ja wiederkehren am Strom hier,
Eil', o Jüngling, zurück in Alina's harrende Arme!

Rief's, und eine Wog', erhellt vom blässeren Nachtschein,
Wälzte sich blutig heran, und trug auf schaumigem Rücken
Einen Leichnam an's Ufer zu ihren Füßen herüber.

Starr sah sie hinab . . . ihr Busen stieg mit der Woge,
Sank mit ihr, . . . die Woge wälzte sich weiter . . . zerschlug sich;
Sieh'! es hemmt' ein Ast die Wog', und hob des Leichnams
Einen Arm empor, . . . ihr Brustband erblickte die Jungfrau.

Kaltes Grausen ergriff ihr Herz, und schauderte zitternd
Bis in's Gebein ihr hinab; dann flog ihr Busen wie Sturm auf,
Ueber dem Haupte zerrang sie die Hände; zerstöreter irrten
Ihre Blick', und schrecklich umher, und wilde Verzweiflung
Goß sich in ihre Geberd', und zitterte über ihr Antlitz
In schnell wechselnden Röthen und Todesblässen hernieder.
Ha! bist du es, Geliebter! rief sie mit dumpfem Gestöhn aus,
Ja du bist wiedergekommen, doch kalt, mein Ryno!
— hier schwieg sie —
Thränenlos flammten die Augen nun wieder herab zu dem Leichnam;

Flammten, und schreckliche Seelengefühle durch-
wühlten ihr Innres.
Auch dein Mädchen zu dir, mein Ryno — . . .
sie rief's und stürzte
Ueber den Leichnam mit offenen Armen hinab
in die Fluth sich.

Friedlich badete noch sich der Mond auf dem
Felsen im Stromfall,
Glänzend blinkten die Stern' am dämmernden
Wolkengebirge,
Siehe, da rauscht' ein Jüngling des Wald-
stroms Ufer herunter
Durch die Gebüschnacht, . . . Ryno war es,
Alina's Geliebter.

Und er kam zur Höhle; still war's wie die
Nacht im Thal dort.
Wo ist meine Geliebte? . . . Trieb Furcht, mein
Mädchen, heraus dich?
Ach, wo bist du, Alina! wo bist du? Komm',
in die Arme
Deines Jünglings, komm' in Ryno's sehnende
Arme!

Doch unerwiedert verscholl die Stimm', . . . er
stürzte durch's Feld hin,

Hin durch's Feld zu den Eichen, wo noch sie am Abend gesessen;
Rief: wo bist du, Alina? — wo bist du, Alina? erschollen
Weit die Gebirge zurück; die Fernen erschollen: Alina!

Wieder herum durch's Gefild riß stürmend der Jüngling zur Höhle,
Rief: wo bist du, Alina? ... Hinab nun eilend zum Waldstrom,
Trat an sein buschig Gestad er hin zu Linda's Gesteinfels ...

Siehe, da lag Alina, den Leichnam eng umschlungen,
Ihr goldlockiges Haar um seine Schulter gegossen;
Und die Arme, womit sie ihn eng am Busen umrankt hielt,
Zeigten, sie hielt ihn mit liebender Inbrunst. Ryno erbebte.
Todt lag sie da, sie hatten die Wellen an's Ufer getragen.

„Bist es nicht, Alina!" ... Da sah er im Mondlicht das Brustband

Um des Leichnams Arm, das ihm sie gegeben, gewunden,
Und er schauerte, denn nicht fand er's um seinen gewunden,
In der Gebüschnacht hatt' ein Ast es dem Jüngling entrissen,
Und es fand es ein Ritter, und fiel in der Schlacht an dem Waldstrom.

Ha, das war die Erscheinung! so stammelte Ryno, das war sie!
Kalt ist dein Busen, wie Schnee auf diesem Felsen! — hier hemmten
Thränen des Jünglings Wort'; er zittert', .. erbleichte, .. das Herz schlug
Ungestüm dem Verzweifelten auf, ... nun lächelt' er plötzlich, und blickte
Aengstlich sich um, ... und lächelte wieder mit schrecklicher Ruhe:
Treu auch, meine Alina! Dir treu bis zum Tode! ... da sank er
Wie vom Hügel die Fluthen, wie Schaum auf den Fluthen, vom Hügel,
Blutig und bleich und entseelt an den kalten Busen Alina's. ...

Ach, Minona! im wehenden Gras des bemooseten Hügels,

Der die Liebenden deckt, umschattet vom altern-
den Ahorn,
Sitzen wir jetzt; Minona, wie tönt dir das:
Treu bis zum Tode?

Bebend umschlang sie den Trauten, und stam-
melte: Treu bis zum Tode!

Angedenken.

Ida! Ida! wo hier der Grotte Kühl' uns um-
wehte,
Wo im dichten Jasmin luftiges Säuseln er-
klang,
Schwuren den Bund wir uns, den über den
Zeiten der Erde
Edens Frühlinge noch jugendlich sollten um-
blühn.
Heilig war mir der Abend, und dieses Abends
Erinnrung
Weckt mir im Mondenschein wieder die ruhige
Nacht.
Freundlich strömten der Dämmrung Rosen im
Pappelgeländer,
Lichtschön goß sich der Mond traut in die
Grotte herein;

Sanft von den zärtlichen Armen der reizenden Ida umschlungen,
Hingegossen in's Grün schwärmte die Liebe um uns;
Glänzend in Ringeln floß des Mädchens seidenes Haupthaar,
Ueber den Rücken herab, fesselnd des Liebenden Arm;
Alle Grazien lachten aus ihren erheiterten Zügen
Unschuld, Schönheit und Reiz liebender Traulichkeit voll,
Und die Liebe bettete sich auf rosigen Wangen in Grübchen,
Die mit Verklärungsglanz silbern umflorte der Mond,
Süßes Lächeln umfloß die liebeglühenden Lippen;
Liebe strahlte der Blick, bebte das sehnende Herz.
Lieblich tönte der Nachtigall Lied im Blüthengebüsche,
Und vom Abendgeläut hallte die Ferne umher.
Jetzt auch tönet der Nachtigall Lied im Blüthengebüsche,
Und vom Abendgeläut' hallet die Ferne umher;

Freundlich schimmern der Dämmrung Rosen im Pappelgeländer,
Lichtschön gießt sich der Mond, traut in die Grotte herein;
Doch mein Mädchen, du wohnst im Moos des Hügels, und weinend
Brech' ich dort Blumen im Gras; Blumen, sie blühet in euch!
Stilles Blümchen des Hügels, wenn bald der liebende Jüngling
Auch aufblühet in dir, und dann ein Wanderer herkömmt,
Sieht auf der Höhe das Blümchen im düstern Strahle des Mondes,
Stumm dich bricht; o dann schaur' ihm die Ahnung in's Herz:
In dem trauernden Blümchen verweht' ein liebendes Paar hier,
Ihre Hüllen; . . . sie selbst blühen in Eden empor.

Milda.

Elegie.

Im Ulmgehölze schweift des Irrlichts Flamme
Des Hainbachs Murmeln schwärmt die Elf' entlang,
Still lauscht's umher, im alten hohlen Stamme
Zirpt nur ein Grillchen seinen Sterbgesang.

Und längst erstorbne Jugendfreuden sprossen
Wie junge Blüthen lieblich mir empor,
Mild, wie von bleichem Sternenlicht umflossen,
Reiht sie in Kränzen Phantasie mir vor.

Hier, wo im mondbeglänzten Pappelhaine,
Vergangenheit an ihrer Hand mich führt,
Und in dem bleichgewirkten Dämmerscheine
Den Irrgehegen meiner Jugend spürt;

Hier sah ich, Milda, dich zum erstenmale
In deiner Schönheit Jugendreizen gehn,
Dein bräunlich Lockenhaar im Abendstrahle,
Dir flatternd um den Liliennacken wehn.

Im Antlitz sanfte Engelmilde, glühte
Im Blick dir schöne Hoheit wie von Gott,

Die Wange zarte Frühlingsrosenblüthe,
Die Lippe junges Sommermorgenroth.

Im lichten Schneegewand der Unschuld wallte
Sie so dahin am mondbeglänzten Hain,
Auf den der Abendstern hernieder strahlte;
Doch lieblicher war ihrer Augen Schein.

Hier sah ich sie und ihres Busens Beben,
Ihr hold Erröthen, ihrer Blicke Gluth,
Umwogte hoch mein Herz mit Jubelleben,
Ich sank in uferloser Liebe Fluth.

Von ihren Rosenarmen eng umschlungen,
War ich, der ich nun nimmer wieder bin!
Nur ihr beglückt mich jetzt, Erinnerungen,
Und heitert freundlich mir den trüben Sinn.

Schon sah ich zweimal hier den Lenz verblühen,
Und seiner Jugend-Blüthen Erdenloos,
Schon zweimal hier den Rosenhügel glühen,
Wann jungen Maies Feuer in ihn floß.

Der frühen Hoffnung junge Freudensprossen,
Die mir im Lebensgrün der Gegenwart noch
stehn,

Vom fernen Morgenstrahl des Wiedersehns umflossen,
Ach, werden schnell, wie Ros' und Lenz, vergehn.

Ich schaue sehnend in die dunkle Ferne
Von goldumflammten Bergen rings umthürmt,
Und grüße euch, ihr ewig heitern Sterne,
Wo Stille wohnt, und nicht das Herz mehr stürmt.

Das Fest in der Hauptstadt.

Keine Idylle.

Sieh, es fluthet' unzählige Meng' aus den fernesten Ländern,
Alles heran zu dem großen Fest, und drang in die Prachtstadt;
Fuhren jetzt ein durch Thor', weit öffnete da sich der Schauplatz
Prangender Gassen, durch Meilen herabgelängt, zu den Seiten
Hohe römische Säulengänge, voll strömenden Volksschwalls

Brausend stampften die Ross' an dem Marmorpflaster, sie rollten
Rasch hinaus und hinein in die Gassen, die strotzender Pracht voll,
Tausendfach schwindend und kommend sich labyrinthisch durchkreuzten.
Alle Gassen herauf und alle Gassen herunter,
Fluthete Volksheer, wirbelt' auf Märkten, wie Wälder im Sturme,
Schlug wie die Meerfluth brausend voran, und brausend zurück jetzt,
Strudelt' auf Königsplätzen, und trieb sich wie Strom an den Seiten
Unter den Bogenhallen daher; wild lärmte des Festes
Bacchanal; von den Wällen umher scholl nieder mit Nachhall
Donnergejubel der Feuerschlünd'; und hoch von den Thürmen
Bommete Glockengetön, stieg Lebe-Ruf in die Lüft' auf;
Ringshervor aus den Fensterräumen vom Thore zum Thore
Blond- und braungelockete Köpfe, voll Lust in jeder Geberde.
Unten am springenden Weinborn läuft's im Gewirbel heran jetzt,

Stürzt sich's, wälzet sich bunt durch einander von Weibern und Kindern;
Werfen sich kommende Haufen herüber, mit Krügen und Becken
Neue Horden hinzu, rollt's unter und über einander;
Springen die Krüg', und Fluch und Geschrei und Geprügel jetzt rund um.
Trommelgetös, Trompetengeschmetter mit einmal, und Festzug
Wallt vorbei in stattlicher Reihe, mit fliegenden Fahnen,
All' ehrwürdige Räthe der Stadt, zu Tempeln des Schmauses.
Dort auf dem Markt strömt jetzt ein Gewühl von Wägen und Rossen,
Wirrt sich, und Raub schleicht her im Gewirr; fortschlendert ein Hauf' jetzt,
Fort zu dem Königsplatz; Gedräng hier taumelt vom Rausche,
Zanket sich hier, umarmet sich dort, schwört Brüderschaft, flucht sich.
Herzieht Orgelmusik, dem Zug nach kreiset ein Volksschwarm,
Eilt' auf den Schloßmarkt; Kriegerchör' im Blitze der Waffen
Schwenkend die Reih'n, schon zielt's aufeinander, die heimliche Rache

Träfe den Gegner hier gern; Gebot ſchallt, donnernder Knall fliegt.
Gauner jetzt treiben den Bärentanz an der Seite vorüber,
Rings um ihn ſtreut ſich die Kriegesſchaar, ſtreift fort mit dem Tanzbär.
Stürzt ein Gewühl von Tauſenden; wogt das Gewühl in die breite
Königsgaſſ' hier; rund um Triumphesbögen gelagert,
Schillt ſpitzbübiſch Geſindel, und ſieh' zerriſſene Horden
Einen zum Raube ſich brüderlich dort; entirren der Gaſſ' jetzt.
Weiteſter Schauplatz nimmt ſie nun auf, Volk brauſet im Umkreis;
Schnell ausſpreitet die Horde ſich, hier das Geſchmeide der Frauen
Haſchend, das Gold aus prangender Weſte des dort in Geſprächen
Ueber des Staats Ereigniſſe Alles vergeßnen Geheimraths.
Ueberall drängt es ſich; Meng' jetzt hier, darlanget ihr Silber;
Glücksrad ſchnurrt, nur Kupferling fliegt, froh lachet der Glücksmann
Ueber die Schulter zur Frau; angrinzen einander Betrogne.

Links Guckkasten, und hinter ihm hochvorschielender Gaukler,
Leiernd sein bleiernes Einerlei; auf bunten Gebilden,
Lustiger Todschlag, rund ihm herum frohgaffender Pöbel;
Rechts, von Knaben umschwärmt, wollüstiges Puppengespiel.
Dort Marktschreier, aus Buden hervor, anpreisend den Hülfstrank,
Wider der Lust annagenden Zahn, und Stärkung zu neuer
Spendend rings in der Menge den wild zugreifenden Händen.
Fern an dem Schenktisch trunkenes Pfäffchen, die Predigt des Morgens
Wiederum schreiend, mit wilder Geberde, dem taumelnden Haufen.
Zitter brummet vorbei; Wildjäger vom Kaukasus treiben
Wunderthiere die Straß' herab, mitschlängelt ein Streifzug;
Tritt's auf ferneren Markt, jetzt unter den kreisenden Volksschwall.
Dichter schwillt es um Speisehütten, hinein aus dem Umkreis
Drängt es sich hier, schwankt nieder zum Polstergericht um die Tafeln;

Hastig Verschlingen herum; Gezänk dort;
schlägt's auf einander,
Schleudert's mit Krug und Pokal um sich her;
in anderem Schmauskreis
Schwatzt das Geheimniß sich aus mit dem Rausch,
wild prassende Schaar ruft:
Mahl auf den Tisch! schreit wiederum: Mahl!
und von rauchendem Herd jetzt
Wallen heran, bloßbusig heran, rothwangige
Dirnchen,
Hier zutragend den dampfenden Schmaus, auf
zierlicher Schüssel
Täubchen, verstricket zum Paar, als gatteten
traut sich die Schnäbler,
Allen Schmaus in unzücht'gen Gebilden, zum
Reize der Gäste.
Heimlich in's Schürzchen verstecken die Dirnchen
das Drittel der Speise,
Kommen heran mit den überschäumenden Krü-
gen und Gläsern;
Schlüpfen die Tafeln hinab; vergnügliche
Schmauser sich wendend,
Ziehen sie hin und her auf's Knie, und, lie-
belnd mit ihnen,
Springt mit Gelächter der Jungfrau'ngürtel
vor schauenden Zechern.
Schaar hebt sich jetzt empor, schluckt Pillen
nach Sitte des Tages,

Wieder hinaus zu zwingen die Speis', um von neuem zu praſſen.
Fernher tobt ein Gewühl, Fruchtläden ſtürmend; den Raub jetzt
Raubt es einander, und ſammelt ſich wiederum Chor, zur Erob'rung
Anderen Schmausgezelts an dem Tempel; hin durch das Gedränge
Brechen Krieger ſich Pfad, der Wuth zu ſteuern, die Horde
Lockt ſie mit fort; herzieht's im Triumph, an der Spitze die Krieger.
Seitwärts ſcheltende Weiber am Obſtgehäuſe; bei'm Pfeiler
Kuchentafeln, von lüſternen Knaben umkreiſt; aus der Näh' jetzt
Hüpfen Schaaren heran, ſpielt's Treffen; trügender Sturm nun,
Wild, daß wanken die Tafeln, und Jeder ſich Beute davon trägt;
Klagend Geſchrei der Beraubten im Fall, Hohnklatſchen der Knaben.
Rollender Karren daher, ſtürzt ab vor dem Haufen das Weinfaß,
Gierige Menge mit einmal darüber; jetzt kommend Gewimmel,
Reißet die Vordern hinweg, Gepolter über einander;

Loch bricht Jeder sich ein, laut kracht das Faß, und die Fluth gießt;
Alles bespritzt, und lästernd den Nachbar, schwinget den Prügel.
Da vor der Bud' ein listiger Käufer, den Kauf in der Hand jetzt,
Springend davon; halt! schreit auf den Flüchtling der Mann aus der Bude,
Dränget sich, eilt' durch' die Furch' im Gedräng, bis er fern ihm entwischet,
Kehrt jetzt murrend zurück, flucht neuen Raubes Entdeckung.
„Schachert, ihr Herr'n!" schnarrt's pfeifend empor, herwatschelt ein Trödler,
Jagt Gesindel ihm nach; hinweg von dem Markt, durch die Gassen
Schweift es in dichtem Gedräng vorbei, das um hohes Gezelt schlägt,
Zwerg und Ries' und den Wundermann aus dem Monde zu schauen.
Weiter voran, sieh' dort und hier, an den Ecken der Gasse,
Bärtige Harfner gestreckt, in die Schellentrommel und Harfe
Rauhe Lieder des Fests einschreiend aus heiserer Kehle.
Lärmend hervor aus dem Wirthshaus bröckelt der Zug, um den Harfner

Streut er sich, greift's einander, und dreht sich in sausende Wirbel;
Tanz, daß kreisen die Hüte davon, die Müz' und das Brusttuch,
Wild, daß den Weiblein fliegen die Röckchen wie Schirme des Regens,
Kugelt's dahin; faßt Jeder sein Liebchen; und Knabe und Mädchen
Ringen, wie Dirn' und Knecht, gelehrig das lüsterne Spiel nach.
Zote zischt; Seiltänzer und buntbemalete Springer
Schreiten vorüber zur Rennbahn; weit, von Pallästen umzirket,
Rauscht es von Volk, Heerlagergeräusch gleich; Karren herunter
Steigt's, von Wägen herab, in allen Trachten und Farben;
Gruß hier, raufendes Paar daneben; vom Laden des Krämers
Eilenden Schritts, Schulmeister uud Lehrling, vertraut in der Mitte,
Arm in Arm ihr erhandeltes Nymphchen der Lust mit sich führend.
Hunderte dort, zum Genuß sich bietend mit üppigem Busen;
Jezt die Braune gefaßt, jezt weg die Blonde geschleudert!

Da von dem Trinkgelag an der Pyramide, mit Siegeslied
Taumelt ein Krieger heran, hält still vor prunkender Bud' jetzt,
Tastet umher auf das Prachtgeschirr, wegstößt ihn der Händler,
Lästrung und Scheltwort kreischen sich zu, der ertollende Krieger
Zücket das Schwert, und mit Wuth um sich Alles zerschlägt er zu Scherben.
Dort an dem Bogengang, wie geheim es den Pfeiler herumschleicht!
Winkt, wie geheim! zwei Männer, jetzt vier; jetzt Rotte, wie schielt es
Hin und her, fällt sparsames Wort seitwärts von der Lippe;
Horch! Verschwörung im Keim, dann Meuchelmord im Gewühl spät.
Weiter hinab, vor dem Winkelgewölb, um wackelnden Spieltisch
Jubel und Fluch; rings krücket ein Trupp frechblickender Bettler,
Schüttelt den Mann bei'm Arm, und faßt die Frau bei dem Schlepp dort,
Züngelt verstohlen zurück auf die Geber, und lachet des Trugs nun.
Vogelsang Nachäffender lockt; fern irrt an dem Ballhaus

Rosenwangiger Jüngling, ein wild herjubelnd Geschwader
Schwärmender Weiber jetzt stürzt auf ihn her, schleppt fort im Tumult ihn;
Wallt's, hinwallt's nach dem Schauspiel-Tempel, es wächst die Versammlung;
Schiebt's sich herum, fragt, lautet's: „das Lustspiel: Gott, wie er seyn soll!"
Strömen Tausend zum düsteren Wachthof; breites Gewühl hier
Harrt der steigenden Feuerfigur; loszischt es; der Umkreis
Leuchtet wie Mond, Lichtregen von Sternen zerplatzet, und spritzet
Ueber die furchtsam entfliehende Meng'; enthüllet die Flucht nun
Gruppen von Männern, von Weibern, im Bund, wie ihn Musen nicht nennen.

Tobender wimmelt mit einmal das Leben, es fliegen die Gass' her
Rufende Herold', hier im Galopp auf dem brausenden Rosse,
Läufer nun dort, aufschwingend den Stab mit Geschrei: „der Beherrscher
Kommt, der Beherrscher!" der Herr da! brüllt's jetzt auf durch die Gassen,

Brüllt's von Markt zu Markt; her stürzt es zu Roß; und die Wägen,
Reißen an Wägen heran, hier hält sich Gedränge; Gedränge
Fliehet davon; hinstolpert's von Fliehenden; reißt wie im Sturmwind
Ueber sie weg das gewirbelte Rad; knarrt jetzt in der Ferne
Ueber zertrümmerte Läden und Tisch', und schleudert nun seitwärts
Tafeln und Sitze zu Boden, und überall wirret sich Chaos.
Tausend Wägen umglänzen ihn golden, und Krieger, in Silber
Alle gepanzert, umrollen ihn tief; aus Tiefen und Höhen
Tönet Musik, und donnert es her aus tausend ehernen Schlünden,
Prasselt und hallt es aus tausendmal tausend Gewehren im Umkreis.
Mengen brausen an Mengen herzu, herstürmt's aus den Nähen,
Stürmt aus den Fernen heran; rings kniet's; wird höher und höher,
Drängt sich, presset sich an; auf Wägen, Gezelten und Buden,
Klimmt es empor, zu Tausenden stürzt es herunter, und klettert's

Wieder hinauf; aus Fenstern, von Dächern und Thürmen herunter,
Ragt jetzt Kopf an Kopf zu unzähligen Heeren, und streckt ihn,
Hoch ihn, und höher, und alles umher tritt vor auf die Zehen,
Schreit, mit betäubendem Schall den Leberuf nach dem Thron zu.
„Thräne hervor," laut spricht es der Herr: „mich freuet die Freude
Meiner Völker!" dann wendet er so zu dem Wirbel des Volks sich:
„Jeder Verbrecher sey frei, zertrümmert jedes Gefängniß!
Heut schweig' alles Gesetz, daß Jeder lebe nach Lust heut!"

Schleier herab, zu grell wird mir das wahre Gemälde!

Odalia gestern und heute.

Kühlung ergoß der Abend mild hernieder,
Auf die lieblich belaubten Schattengänge,
Schön und silbern strahlte der stille Mond aus
Thauigen Wolken.

Reizend in stiller Unschuld Jugendschöne
Sah ich wandeln am Mutterarm das Mädchen,
Ruh' und Sanftmuth gossen die schönsten Reize
Ueber ihr Antlitz.

Kunstlos umschwebte ihren Marmornacken
Eine Locke vom engverflochtnen Haare;
Nicht aus sittsam übergeflorter Seide
Wallte der Busen.

Könnt' ich an deiner Hand durch's Leben wallen
O so lächle dem Jüngling einst entgegen!
Rief ich, selig fühlt er Verdienst belohnt durch
Züchtige Anmuth!

Wieder am andern Tage sah ich's Mädchen,
Nicht am Arme der Mutter; in der Loge
Glänzte sie, der Eboli Band' zulächelnd
Listiges Auges.

Rings herum goß ein süßes Stutzerheerchen
Liebeäugelnd sich um ihr, auf und nieder,
Blick und Wink und schmeichelnde Wörtchen zeigten
Ihren Triumph ihr.

Sieh, und umher im süßen Stutzerheerchen
Liebeäugelte sie auch, auf und nieder,
Das nur schien ihr Weibes Bestimmung, tändelnd
Allen gefallen.

Knospet dir, Mädchen, noch der ersten Unschuld
Reine Blüthe? Nicht immer wacht die Mutter!
Und du warnest: trauet mir nicht, ich bin nicht
Heute wie gestern!

Gott dem Weltrichter.

Bei einem Gewitter.

Hier, wo des Felsenstromes Wogensturz
Donnernd in die schäumende Tiefe fällt,
Will ich betend
Zum Richter der Welt die Hände falten.

O, du, vor dessen Allwissenheit ich einst
Am Tage des Weltgerichtes zittre,
Wenn die Erde vom Aufgang zum Niedergang,
Gleich Sturz der Wässer, von Auferstehung rauschet!

Wann die zerfallne Asche der Kinder Adams
Vom Todesschlummer erwachet,
Und die Gewitterstimm' der Posaunen
In's Weltgericht rufet;

Dann erbarme dich meiner!
Hier falt' ich dir zitternde Hände
Hoch empor, und weine zu dir!
Dann erbarme dich meiner! . . . .

Wie wirbeln die Wogen des Felsenstromes,
Wie heben sich plötzlich nun auf die Winde,
Wie ziehen am fernen Himmel
In stiller Feier, blut'ge Wetterwolken
ernst herauf!

Bist du es, o Bluter Golgatha's?
Oder schwebst du auf die Wogen, Geist des
Ewigen?
Bist du in diesem flammenden Wetter?
In diesem Brausen des Sturms?

Wie rauschen im Winde die Ströme daher,
Wie fallen die Blumen der Höh'n auf's Antlitz!
Wie wird der Ströme und Wälder Brau-
sen Gebet,
Wie wird es Anbetung!

Wie heilig und hehr
War jener entsetzende Tag,
Wie flogen der Rache
Blutrothe Wolken daher!

Die Flammen rauschten blutig durch die Mit-
ternacht,
Da nahmst du die Flammen, du nahmest die
Mitternacht,

Und schufft;
Und die Todesengel gingen aus ihnen daher.

Ihr Gang wie stürmisch Brausen des Oceans,
Ihr Flug gleich düstrer Wetterorkanen Flug,
Und Gräberschrecken hundertfältig
Ringsum durch's Dunkele von sich strömend;

Und wann die Posaunen des Weltgerichtes nun
In tausend Welten ertönend zum Weltgericht rufen,
Wann vorüberwandelnde Erden und Monde
Durch die ganze Natur den Donnerruf wiederhallen;

Wann Ström' und Seen und Oceane der ganzen Natur
Der Herrlichkeit Gottes entgegen brausen,
Die Tiefe von ihren Sitzen ihm aufsteht,
Die Höhe vor ihm auf ihr Angesicht hinfällt;

Dann werden sie aus den Weltgerichtswettern
Mit blutigem Nebel umflossen, herunterflammen,
Die Todestöne ihrer Flügel,
Vor denen alle Erschaffnen erzittern.

Wie ein Sturm im Gebeinthal,
Rauschet und rasselt noch immer die Erde
vom Auferstehen;
Aber nun sinken die Monde,
Es welken, wie Blumen, die Sonnen
und Morgensterne.

Fei'rlich leuchtet nun über der ganzen Erde,
Vom Aufgang zum Niedergang,
Blutiger Glanz des Gerichtsstuhls,
Und Todtenstille herrscht. . . .

Heiliger!
Furchtbarer!
Allwissender!
Ewiger!

Wie fassen mich deine Schrecken,
Wie umschatten mich die großen Gedanken
jenes Tages!
Laß mich nicht versinken
Im Strom der Verzweiflung! — — —

Alle Völker vom Aufgang zum Niedergang,
Wo die heiligen Todten schliefen,
Und die Sünder schlafen werden,
Fallen nun auf ihr Angesicht;

Ein Gebet steigt von der ganzen Erd' empor,
Aus allen Tiefen der Seelen,
Und die gefalteten Hände,
Und die Thränen, die Ströme werden,

Zu dir, dem ewigen Urquell aller Wesen!
Der Ersten und Letzten, strömt's empor,
In schau'rlich stiller Todesfeier
Vom grenzlos weitem, offnen Gefild der Auferstehung.

Erbarmer! das Blut des neuen und ewigen Bundes,
Am umnachteten Erdenaltar vergossen,
Es rufet laut
Um Gnade!

Sohn des Vaters,
Erbarme dich des Endlichen dann!
Sohn des ewigen Vaters!
Erbarme dich meiner! . . . .

Nun donnern Himmel und Welten in allen Kreisen
Vom Aufgang bis zum Niedergang,
In's Unermeßliche tönen des Weltgerichts Schreckenposaunen,
Nun krachen Donnerschläge durch tausend Welten herunter. . . .

Heilig!
Heilig!
Heilig!
Der gegenwärtigen Gottheit! . . .

Da flammt er hinab
Der röthliche Strahl
Am strömenden Himmel,
Und Schrecken beflügelte ihn! . . .

Dumpf raunt in tiefer Ferne der rollende Donner,
Vom Abend herauf,
Nun kreisen sich Blitze, es heult auf den Gräbern
Der Donnersturm. . . .

Wie schwimmt der Himmel in Feuer,
Wie ist er von Osten bis Westen entflammt,
Wie prasseln mit krachend erschütterndem Sturz die Donnerschläge
Oben vom Weltbau!

Wie rollen sie nun hin von einem Pole zum andern!
Sollen sie mich an den Tag des großen Weltgerichtes,
O! um mich gegenwärtige Gottheit!
Erinnern?

An jenen Tag,
Wo die Todesengel vor dir hergehn,
Und die Adamiten, und unter ihnen auch mich
Den Gräbern entschrecken?

Doch sie sind deine Erschaffnen auch,
Du, der du jene schufst,
Du schufst auch mich,
D'rum wirst du in deinen Schrecken auch mein Vater noch bleiben!

Als Flammen um dich strömten,
Als grausenvolle Mitternächte um dich bebten,
Und in allen Naturen öde Todesstürme heulten,
Da schufst du die Todesengel.

Es bebten die Höhen und Tiefen,
Es braußten die Ströme und Meere in ihnen;
Wie rauschen noch fort durch die ganze Natur, gleich Donnerstürmen,
Die nächtlich schattenden Flügel der Todesengel!

Horch, der Donner verhallt nun dumpf in die untersten Tiefen,
Die Wetterorkane verklingen

In entfernteren Welten,
Wo der blutige Glanz des Gerichtsstuhls
düster verdämmert.

Das Blut der erwürgten Unschuld,
Die Flammenthränen der Gefallnen,
Die jammernden Seufzer der bald Verirrten,
Die Flüche der Verworfnen

Winseln um Rache . . .
Um ewige Rache . . .
Stürzen sie mit wildem Geheul
Der Verzweiflung, dem ewigen Tod entgegen? . . .

Hilf mir, Vater! ich sinke
Im uferlosen Strome deiner Schrecken!
Sie gingen, wie der ewige Tod,
Meiner Seele vorüber;

Vater und Sohn!
Und dir o Geist!
Heilig Vereinte,
Deren zürnendem Blick die Morgenstern' erbleichen;

Euch strömt Anbetung
Aus meines Herzens flammenden Tiefen!

Gott! hier lieg' ich und umfasse den Felsen,
Wann dies geschieht, dann erbarme dich
meiner! . . . . .

An fernen Gebirgen ist der Donner verrollt,
Heiter lächelt der Himmel!
Dank dir, Vater, du lächelst in milderer
Abendkühle
Mir Erhörung zu! . . . .

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Leben des Dichters	5
Mein Genius	11
Wiegenlied	14
Das Ländchen der Ruhe	16
Abendgebet eines Arztes	17
Grabschrift eines Arztes	—
Hoffnung	18
Frankreich und Teutschland	19
Teutschlands Auferstehungstag	37
Die Erwählte	59
Ryno und Alina	67
Angedenken	79
Milda	82
Das Fest in der Hauptstadt	84
Odalia gestern und heute	97
Gott dem Weltrichter	99

Neue

Cabinets-Bibliothek

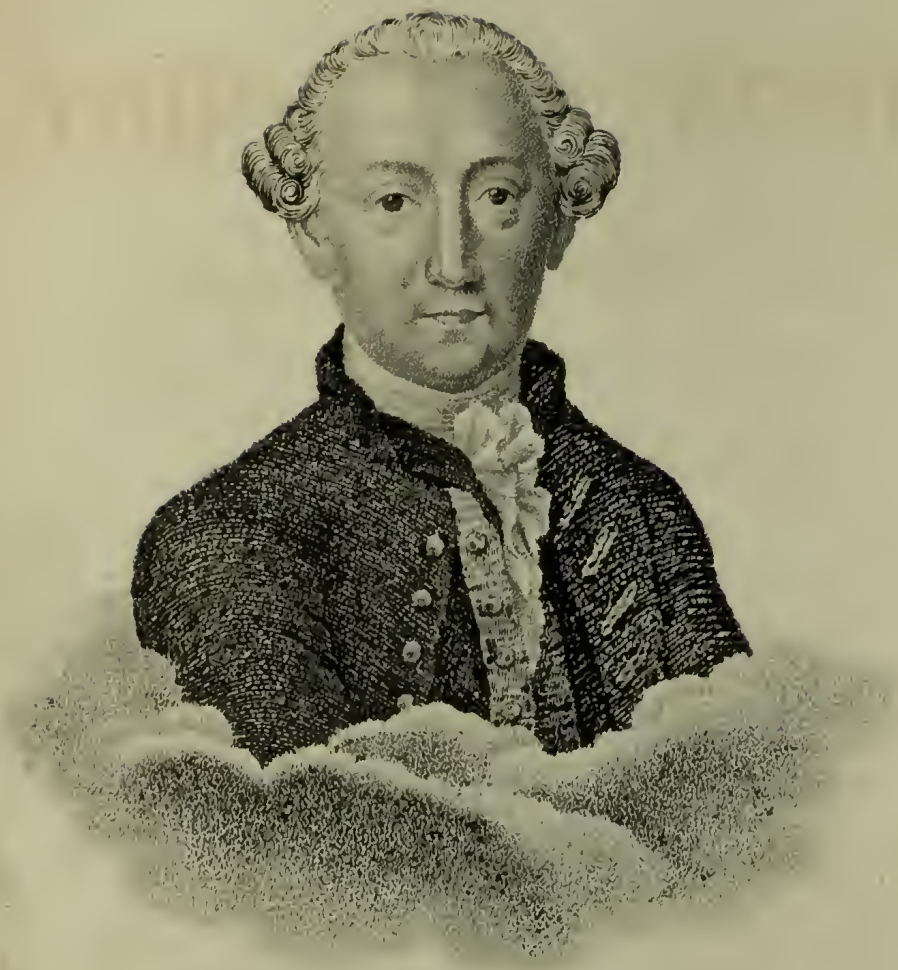
der

Deutschen Classiker.

Siebzigstes Bändchen.

Weisse und Uz.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA



WEISSE

Cabinets-Bibliothek

der

Teutschen Classiker.

Neue Auswahl in 72 Bändchen.

Siebzigstes Bändchen.

Ausgewählte Gedichte

von

Chr. F. Weisse und J. P. Uz.

Mit Weiße's Portrait.

Hildburghausen & New-York.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.
1834.

Biographisches Vorwort.

Christian Felix Weiße.

Geboren: 1726; gestorben: 1[illegible].

Der Name des Schriftstellers, von dessen Geistesblüthen einige der schönsten die nachfolgenden Blätter bewahren, ist einer der achtungswerthesten unserer Literatur. Weiße gehört unter die verdienstvollsten Männer seines Zeitalters, auf welches er durch seine rege Wirksamkeit als Dichter und vorzüglich als Lehrer der Jugend einen großen Einfluß hatte. Er ward 1726 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge geboren. Sein Vater, Rektor der dortigen Stadtschule, starb kurz nach des Sohnes Geburt, nachdem er eben einem Rufe als Direktor des Gymnasiums zu Altenburg gefolgt

war. An letzterm erhielt Weiße seine erste wissenschaftliche Bildung. Auf der Leipziger Hochschule, welche er 1745 bezog, widmete er sich vorzüglich der Philologie. Mit Klopstock, Cramer, Lessing pflog er hier enge Freundschaft, besonders mit letzterm, mit dem er mehrere französische Dramen für das deutsche Theater gemeinschaftlich bearbeitete.

1750 erhielt Weiße eine Hofmeisterstelle bei einem Grafen von Geyersberg, mit dessen Sohne er noch mehrere Jahre in Leipzig verweilte. Während dieser Zeit ward er mit Gellert und Rabener bekannt, arbeitete fleißig für das Theater, für Journale, gab 1758 seine scherzhaften Lieder heraus und ging im darauffolgenden Jahre mit seinem Zögling nach Paris. 1760 nach Leipzig zurückgekommen, beschäftigte er sich vorzüglich mit der Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften und gab seine mit großem Beifall aufgenommenen Amazonenlieder zum Druck. 1762 bekam er die Stelle eines Kreissteuereinnehmers in Leipzig, welche er bis an seinen Tod, der 1794 erfolgte, bekleidet hat. Weiße's ganze Muße war literarischen Arbeiten gewidmet. Vorzüglich beschäftigten ihn in spätern Jahren Schriften für die Jugend, durch deren Herausgabe er einem lang und tiefgefühlten Bedürfnisse ab-

half. Seine Lieder für Kinder, sein Abc-Buch, erhielten den verdientesten Beifall. Sein Kinderfreund, in sechs Jahren fünfmal aufgelegt und zwölfmal nachgedruckt, wurde in mehr als hunderttausend Exemplaren verbreitet. Diese Jugendschriften sind die schönsten Blumen in Weißes Schriftstellerkranze, durch sie hat er sich die wahre Unsterblichkeit, die des segensreichen, nützlichen Wirkens erworben.

Weiße's Charakter war in jeder Beziehung hochachtungswerth.

Ausgewählte Gedichte.

Der Sieg über sich selbst.

Hört zu! ich will die Weisheit singen:
Die Kunst, sich selber zu bezwingen,
Kenn' ich, ich kenne sie allein.
Es lehrt kein Doktor und Professer
Sie leichter, gründlicher und besser:
Trinkt Wein!
So lernt ihr weise sein.

Müßt ihr euch vor Markolfen beugen,
Seht ihr ihn täglich höher steigen,

Weißt er euch ab, läßt Narren ein:
Laßt sie sich Reverenzen machen,
Und ihr, den Dummkopf zu belachen,
Trinkt Wein! –
Da seid ihr groß, er klein.

Zwingt euch Gelastens Glück zum Neide,
Deckt euch nur Woll', ihn Sammt und Seide;
Geht ihr, er muß gefahren sein.
Er fahr' und überrechne Schulden!
Und ihr? für euren letzten Gulden
Trinkt Wein!
So schlaft ihr ruhig ein.

Wenn Nachbarn eure Rechte kränken,
Mit arger List und bösen Ränken:
Wer soll euch seinen Beistand leihn?
Geht ja nicht hin zum Advokaten;
Ihr könnt euch selbst am klügsten rathen:
Trinkt Wein!
So werdet ihr verzeihn.

Wenn Chloris unempfindlich bleibet,
Und Spott mit euren Flammen treibet,
Und Scherz mit eurer Liebespein:
So raßt nicht gegen euer Leben;
Statt euch mit Gifte zu vergeben,

Trinkt Wein!
So wird die Lieb' euch reun.

Mittel der Deutschen wider die Schwermuth.

Trotzt auf den Vorzug nur, entfernte Nationen!
Nein, Deutschlands Klugheit lob' ich mir:
Und die in Süd' und West und in Nordosten wohnen,
Sind halb so weise nicht als wir.

Der leichte Franzmann pfeift und schneidet Kapriolen;
Der römische Kastrate singt:
Der Britte greift nach Strang, nach Degen, nach Pistolen,
Der Deutsche, was thut der? er trinkt!

Lieder für Kinder.

Der junge Baum.

Das liebe kleine Bäumchen hier,
Ist, sagt Papa, gleich alt mit mir,
Und trägt so jung und zart
Schon Früchte von der besten Art.

Es lohnt dem Vater, dessen Hand
So vielen Fleiß darauf verwandt:
Wie wird es ihn erfreun,
Wird es zum Baum erwachsen sein!

O! bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar jetzt nur noch an Blüthen reich:
Doch giebt mir Gott Gedeihn;
So will ich's auch an Früchten sein.

Das Veilchen.

Warum, geliebtes Veilchen, blühst
Du so entfernt im Thal?
Versteckst dich unter Blättern, fliehst
Der stolzen Blumen Zahl?

Und doch voll Liebreiz duftest du,
Sobald man dich gepflückt,
Uns süßre Wohlgerüche zu
Als manche, die sich schmückt.

Du bist der Demuth Ebenbild,
Die in der Stille wohnt,
Und den, der ihr Verdienst enthüllt,
Mit frommem Dank belohnt.

Der Mai.

Es lächelt aufs neu
Der fröhliche Mai

In buntem, festlichem Kleide:
Von Höhen und Thal
Tönt überall
Die süße Stimme der Freude.

In Wiesen und Flur
Giebt uns die Natur
Die schönsten Blumen zu pflücken:
Drum will ich zum Tanz
Mit einem Kranz
Die blonden Haare mir schmücken.

Doch sollt' ich nicht den,
Der alles so schön
Erschuf, erst brünstig erheben?
Durch Jubelgesang
Preis' ihn mein Dank,
Doch mehr, mein künftiges Leben!

Das Kartenhäuschen.

Lacht nur, guten Leute, lacht,
Daß mein Haus, das ich gemacht,

Eine leichte Luft zerstört!
Ist dieß Lachens werth?

O! ihr baut auch oft in Wind!
Sagt, was eure Schlösser sind,
Die ihr euch so hoch erbaut,
Und mit Stolz beschaut?

Werden sie noch morgen stehn?
Ja — vielleicht, wir wollen sehn!
Stört nicht oft ein Augenblick
Unser ganzes Glück?

Die kleinen Leute.

In Lilliput, (ich glaub' es kaum,
Doch Swift erzählt's,) giebts Leute
So groß, als ungefähr mein Daum:
Man denk' erst in der Weite!
Da müssen sie gewiß so klein
Als bei uns eine Mücke sein.

O wär ich dort, wie groß wär' ich!
Man nennte mich den Riesen,

Und mit den Fingern würd' auf mich,
Wo man mich sah', gewiesen:
Dort, sprächen sie, dort gehet er!
Und vor mir ging ein Schrecken her.

Doch, wenn ich nun nicht klüger wär.
Als jetzt; sie aber wären
Gesitteter, verständiger,
Wie? würden sie mich ehren?
Ich glaube kaum. Sie würden schrein;
Am Leibe groß, am Geiste klein!

Auf einen künstlichen Garten.

Dein Garten ist sehr schön geschmückt!
Hier Statuen und dort Cascaden;
Die ganze Götterzunft, hier Faunen, dort Najaden,
Und schöne Nymphen, die sich baden:
Und Sand, vom Ganges hergeschickt,
Und Muschelwerk und güldne Vasen
Und Porcellan auf ausgeschnittnen Rasen

Und buntes Gatterwerk und ::: eines such ich nur :::
Ist's möglich, daß was fehlt? „nichts weiter als Natur.“

Der Grobian.

Ein Hochgeborner Herr, dumm, wie sehr viele sind:
Doch aufgeblasen, stolz, den Kopf voll Spreu und Wind,
Der, weil ein Federhut ihn schmücket,
Sich nie vor einem Bürger bücket,
Der Herr von Vent, so hieß der Mann,
Stieß jüngst an einen Bauer an, :::
„Ha, Flegel, siehst du nicht vor dir?“
Was seid ihr, sprach der Knoll, denn für ein großes Thier?
Ich? Schlingel, ich? — ein Cavalier!
„Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr, da war es freilich dumm,
Man geht ja wohl der Esel wegen um.

Der Glückliche und der Weise.

Wer das kann, was er will, ist ein glückseel'ger Mann,
Doch weis' und groß ist der, der das will, was er kann.

Die Freundschaft.

Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Mich freundlich warnt, mich ernstlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
Das ist ein Freund,
So wenig er es scheint!

Doch der, der mich stets schmeichelnd preiset,
Mir alles lobt, nie was verweiset,
Zu Fehlern mir die Hände beut,
Und mir vergiebt, eh' ich bereut:
Das ist ein Feind,
So freundlich er auch scheint!

Der Greis.

Dort fiel ein armer, alter Greis!
Sein Haupt war wie ein Silber weiß,
Und ihm versagt sein zitternd Knie,
Und ach — die bösen Knaben die,
Wie lachten sie!

Mich dauert dieser gute Mann!
Wer eines Alten spotten kann,
Ist der wohl werth, jetzt jung zu sein?
Ist der wohl werth, einst alt zu sein?
Wahrhaftig, nein!

Das Lamm.

Wie nah, du armes Lämmchen, du,
Wie nahe gehst du mir!
Noch spielst du sorglos und in Ruh,
Und ach! was drohet dir!

Von dem, der dir das Futter giebt,
Glaubst du, er sei dein Freund? —
Dich liebt er, weil er sich nur liebt,
Und ist dein ärgster Feind!

Die rothe Schleife, welche sich
Itzt um dein Hälschen schlingt,
Ach! ist das Band, woran man dich
Zum Tode morgen bringt.

Und diese Hand — mit sanftem Muth
Wird sie von dir geküßt?
O! wüßtest du, daß morgen Blut,
Dein Blut von dieser fließt!

Wohl dir! genieß in Glück und Ruh
Der kurzen Lebensfrist!
Was hülf es dir, ach, wüßtest du,
Was dir beschieden ist!

Der Schneemann.

Der schöne Schneemann — ei wie groß!
Ein riesenmäßiger Coloß ===
Doch ach! die liebe Sonne scheint,
Und er zerrinnt, eh' man's gemeint.

Ihm gleicht ein eitler, leerer Kopf.
Von weitem glänzt der arme Tropf:

Doch der Verstand beleucht' ihn nur,
So schmilzt die schimmernde Figur.

Der thörichte Wunsch.

O! daß ich nicht ein Vogel bin,
So schnell und federleicht,
Der über Berg und Thäler hin
In Augenblicken streicht!

Dann flög' ich über Land und See,
Durchreis'te jeden Ort,
Wär bald im Thal, bald in der Höh,
Bald hier, bald wieder dort.

Dann sucht' ich stets den Ort mir aus,
Wo Lenz und Sommer blühn,
Und baute mir mein flüchtig Haus
An schönsten Oertern hin.

Bald schwäng' ich mit der Lerche Schall
In Lüften mich empor:
Bald schlüg' ich, wie die Nachtigall,
Aus dunkeln Sträuchen vor.

Bald flög' ich; wie ein Adler fliegt
Doch — welch ein Schuß geschah?
O weh! ein armer Vogel liegt
In seinem Blute da.

Wohl mir, daß ich kein Vogel bin!
Jetzt würd' ich nicht mehr sein.
Gott dankend, will ich künftighin
Mich meiner Menschheit freun.

Die Bienen.

Tragt nur in die Zellen ein,
Kleine Honigsammlerinnen!
Jetzt bei warmem Sonnenschein
Sucht ihr Schätze zu gewinnen.
Müssiggänger haßt man hier:
Fleiß und Arbeit sind euch Freude,
Und das Beste sammlet ihr
Auf der blumenvollen Weide.

Wenn nun bald ein rauher Nord
Ueber jene Hügel streichet,
Und die schönen Blumen dort
Von der bunten Flur verscheuchet;

Dann sitzt ihr in Sicherheit:
Voll sind eure Vorrathskammern,
Und euch lehrt die Dürftigkeit
Nicht vor andern Thüren jammern.

Doch ihr sorgt nicht nur für euch;
Nein, bei eurem süßen Fleiße
Seid ihr auch für andre reich,
Dankbegierig, milde, weise:
Ihr verzinßt das kleine Haus
Reichlich dem, der es erbauet,
Und der leiht mit Wucher aus,
Der euch in der Theurung trauet.

Euer blühendes Geschlecht
Möge jährlich sich vermehren,
Und das weise Bürgerrecht
Nie ein falscher Fremdling stören!
Blumen will ich pflanzen, hier
Jedes Blümchen sorgsam schonen,
Und ihr sollet mich dafür
Einst mit Honigseim belohnen.

Der Kräusel.

Mein Kräusel hüpfet froh umher,
Wenn ich ihn fleißig treibe:
Doch ganz unthätig lieget er,
Wenn ich in Ruhe bleibe. —

Wer stets dem Glück im Schooße ruht,
Wird oft zur Tugend träge:
Doch er wird thätig, weise, gut,
Fühlt er des Unglücks Schläge.

Der Morgen.

Willkommen schöner Morgen!
Wär ich nicht früh erwacht,
So bliebst du mir verborgen,
Als wär's noch immer Nacht.
Lust, Wunder und Entzücken
Begegnen meinen Blicken:
Schön ist's, wohin ich seh',
Im Thal' und auf der Höh'.

Wie Diamanten blitzen,
So blitzt der Sonnenstrahl
Im Thau. Der Berge Spitzen
Sind schön und schön das Thal.
Rings um mich her ist Freude
Im Feld und auf der Weide!
Schön ists, wohin ich seh',
Im Thal und auf der Höh'.

Ihr wißt nicht, reiche Prasser,
Was ihr für Glück verschlaft,
Seid eure eignen Hasser,
Und durch euch selbst bestraft!
Verschlaft die schönsten Stunden,
Nie sei von euch empfunden,
Was diese schöne Welt
Für Wunder in sich hält!

Ich aber will es fühlen. —
Indem die Weste mir
In Locken lieblich spielen,
Sitz' und betracht' ich hier.
Gott! ist mein irdisch Leben
Mit so viel Glück umgeben,
Was wird das Leben sein,
Das dort uns soll erfreun!

Der Aufschub.

Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen! heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen dieß und jenes thun!

Und warum nicht heute? morgen
Kannst du für was anders sorgen!
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen:
Dieß nur kann ich übersehen;
Was geschehn kann, weis ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze;
Die ich hoff', ist die für mich?

Jeder Tag, ist er vergebens,
Ist im Buche meines Lebens

Nichts, ein unbeschriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, so wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

Das Vergnügen, wohl zu thun.

Der arme Mann! die Gabe,
Die ich gegeben habe,
Was bringt sie mir für Seligkeit!
Mein Herz fühl' ich erweitert,
Und meine Stirn' erheitert
Von himmlischer Zufriedenheit.

Sein Auge floß von Zähren,
Den Dank mir zu gewähren,
Schien jeder Ausdruck ihm zu schwach:
Mir drückt er mit Entzücken
Die Hand, und sah mit Blicken
Der Wehmuth unverwandt mir nach.

Ist Mitleid mit dem Armen
Und Wohlthun und Erbarmen
Mit so viel reiner Lust verwandt:

So sei in meinem Leben
Mir oft dieß Glück gegeben,
Und immer offen meine Hand!

Die Vorsicht.

Ein junges, muthiges Roß,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los,
Und floh davon auf grüne Weiden;
O! welche Freuden!

Der Lenz und Sommer strich
In frohem Müßiggange hin,
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn:
Es lebte jetzt und freute sich;
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wiesen wurden leer!
In Lüften stürmt ein rauher Nord:
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort,
Und fand kein Dach, kein Futter mehr;

Jetzt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.

Ich Thor! rief es, ach! ach!
Hätt' ich die kurze, schöne Zeit
Das bischen Arbeit nicht gescheut!
Jetzt hätt' ich Haber, Heu und Dach.
Wie schändlich! für so kurze Freuden
So lang' zu leiden!

Scherzhafte Lieder.

Die Haselsträuche.

Heil euch, verwachsnen Hauselsträuchen!
Wie sehr liebt euch die Jugend nicht!
In eure Schatten seh' ich manchen Schäfer schleichen
Mit seiner Schäferin, sobald die Sonne sticht.
Warum denn schleichen sie hinein? —
Es wird des Schattens wegen sein.

Heil euch, fruchtbaren Haselsträuchen!
Auch wann die Sonne nicht mehr sticht,
Im Herbst seh ich sehr oft den Schäfer zu euch schleichen
Mit seiner Schäferin: des Schattens wegen nicht;
Warum denn schleichen sie hinein?

An ein junges Mädchen.

Du kleine Blondine,
Bezauberst ja schon!
Die sprechende Miene
Kann bitten, kann drohn.

Schon hebet den Schleier
Die wachsende Brust,
Die Blicke sind Feuer
Und tödtende Lust.

Schon ladet zum Küßchen
Der schwellende Mund,
Schon wölbet dein Füßchen
Sich niedlich und rund.

Du singest, du spielest,
Du tanzest, wie schön!
Und willst, was du fühlest,
Dir selbst nicht gestehn.

Die Mutter mag sagen,
Du seist noch zu klein:
Du darst es nur wagen,
Es nicht mehr zu sein.

Noch kleiner, Rosette,
Ist Amor, als du. —
O! laß ihm zum Bette
Dein Herzchen doch zu!

Das goldene und eiserne Zeitalter.

Wo Fürsten wie Tyrannen wüten,
Wenn man nicht glaubt, was sie gebieten,
Und Dummheit den Verdiensten dräut:
Da herschet die eiserne Zeit.
Doch wo ein guter König thronet,
Der Bosheit straft, der Tugend lohnet,
Die Künste hebt und gern verzeiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Nachbarn über Kleinigkeiten
Mit Nachbarn vor Gerichte ſtreiten,
Und Geld mehr gilt als Billigkeit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo Brüder Brüder nie verklagen,
Und gern bei Gläſern ſich vertragen
Wenn ſie ein kleiner Krieg entzweit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man reimreiche matte Thoren,
Und wären ſie hochwohlgeboren,
Mit Epheu krönt und Wunder ſchreit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo zauberiſche Flöten ſpielen,
Und Dichtern, deren Lied wir fühlen,
Die Welt verdienten Weihrauch ſtreut:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Mädchen ohne Liebe küſſen
Und mehr als ihre Mütter wiſſen
Und buhlen blos aus Lüſternheit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo ſie erröthend widerſtreben,
Um ſiegender ſich zu ergeben,
Beſiegt von Treu und Zärtlichkeit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man gefärbten Wein verkaufet,
Naumburger Wein Burgunder taufet,

Durch Saufen guten Wein entweiht:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Doch wo er ungeschwefelt blinket,
Wo man empfindet, was man trinket,
Mit Freunden trinkt, sich dessen freut:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Schönen griechisch disputiren
Und mit Gronoven Kriege führen,
Von Dintesflecken nie befreit:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Doch wo sie Gellerten empfinden,
Mit feinem Witz Verstand verbinden,
Das Herz nicht den Verstand entweiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man die Schwermuth Weisheit nennet,
Dem Jünglinge kein Glück vergönnet,
Das ihm der Jahre Lenz gebeut:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Wo bei der Jugend leichten Tänzen
Der Greis gekrönt mit Rosenkränzen
Sich der genoßnen Jugend freut:
Da blühet die goldene Zeit.

Der Jüngling an die Freude *).

Du Freude bist mit mir geboren!
Einst unter jenem Rosenstrauch
Hast du mir ewig Treu geschworen,
Und diese schwör' ich dir jetzt auch.

Du hüpftest mir, als Kind, zur Seiten
Und ludest mich durch Näscherein,
Geschwätz, und Scherz und Fröhlichkeiten
Zu deiner zarten Freundschaft ein.

Bald sannst du kleine Pfänderspiele
Mit andern art'gen Kindern aus:
Du liefst mit mir bald nach dem Ziele,
Brachst bald mir einen Blumenstrauß.

Du wischtest mir der Kindheit Zähren
Mit bunten Vogelschwingen ab:
Und lehrtest mich der Lust entbehren,
Die mir mein kleines Glück nicht gab.

*) Dieses Lied ist mit dem folgenden einerlei Inhalts. Der Verfasser hatte es verlegt, und verfertigte nach einerlei Ideen das folgende. Es fand sich wieder. In der Ungewißheit, welches den Vorzug hat, läßt er von beiden dem Leser die Entscheidung.

Als Jüngling gabst du meinen Sinnen
Gefühl für Grazie und Scherz:
Für mich gabst du den Schäferinnen
Gefälligkeit und Lieb' ins Herz.

Du gabst mir Flügel an die Füße
Zum Tanz bei süßer Harmonie:
Du schaffteſt mir von Spröden Küſſe,
Und du, du ſelber würzteſt ſie.

Du gabſt mir treue Freund' und Brüder,
Geſchmack für Liebe, Wein, Geſang:
Drum preiſen dich auch meine Lieder,
Drum preißt in ihnen dich mein Dank.

Soll mir einſt Hymens Fackel brennen,
So zünde du ſie ſelber an,
Und laß mich keine Gattin kennen,
In der ich dich verkennen kann!

Die kleinen Pfänder meiner Liebe
Hilf du mir ſelber auferziehn:
Nie ſei ihr Himmel ſchwül noch trübe,
Damit ſie dir zu Ehren blühn.

Erwärm' auch, wenn ich älter werde,
Noch liebreich mein erkaltend Herz,
Und ſchmücke noch für mich die Erde
Mit Fröhlichkeit, Geſang und Scherz:

Und führe mich zu meiner Bahre
Nicht krumm, nein heiter, wie zum Tanz,
Und schlag' um meine Lilienhaare
Noch sterbend deinen Rosenkranz!

Der Mann an die Freude.

O Freude, die du dieses Leben
Mir immer noch erträglich machst,
Und wenn ja Stürme sich erheben,
Mit manchem Sonnenblick mir lachst:

Wie preiß ich dich! Schon auf dem Schoose
Der sanften Mutter kannt' ich dich,
Ich pflückt' an ihrer Brust die Rose
Und scheute nicht der Dornen Stich.

Sobald kein Leitband mich mehr hielte,
Verfolgt ich deine Blumenspur:
Dich fand ich überall: dich fühlte
Ich auf der lächelnden Natur.

Dich haſcht' ich mit vergnügten Sprüngen
Auf Wieſen und am Waſſerfall,
In Würmchen und in Schmetterlingen
Und in dem leichten Federball.

Kaum hing am Kinn die Pflaumenfeder,
So trugeſt du in meinem Blut
Durch das ſanft ſchwellende Geäder
Ins junge Herze frohen Muth.

Gab mir das Glück nicht Gold und Ehre,
So gab es mir ein Saitenſpiel,
Und du gabſt mir die weiſe Lehre,
Zur Freude brauche man nicht viel.

Dich ſchlürft' ich, hatt' ich Wein, im Weine,
Dich zog ich auch im Waſſer ein:
Du träumteſt ſtill mit mir im Haine,
Und ſcherzteſt in der Mädchen Reihn.

Raubt' ich aus ihren blonden Locken
Ein Band, entriß ich ihrer Bruſt
Der Hyacinthe Silberglocken:
So lacht' ich aller Fürſten Luſt.

O laß mich dich als Mann noch fühlen!
Gieb mir ein ſtets zufrieden Herz
Und denen, die jetzt um mich ſpielen,
Stets meiner erſten Jahre Scherz.

So seh' ich mich verjüngt in ihnen
Und tanz', indem die Schläfe mir
Von Kränzen, die sie winden, grünen,
Mein Leben durch, geführt von dir.

Gieb mir am Abend meiner Tage
Ein fröhlich Alter, ohne Stab,
Ein Sterbeküssen, ohne Klage,
Ein spät und ein geruhig Grab.

Ja, breit' auf dieß selbst deine Flügel,
Daß es kein finstrer Gram entweih:
Und meines Grabes Blumenhügel
Die Ruhstatt deiner Kinder sei!

Die zufriedne Liebe.

An Chloen.

O Chloe! in dem Schatten hier
Genieß mit mir dein Leben!
Die Götter können dir und mir
Kein größer Glücke geben.

Der Baum, der uns jetzt Schatten giebt,
Wird bald den Lenz betrauern:
Doch soll auch unsre Zärtlichkeit
Des Lebens Winter dauern.

Wir leben still, wir leben frei
Und ringen nicht nach Freuden,
Die allzulaut und ungetreu,
So bald sie kommen, scheiden.

Was brauchen wir des Glückes Gunst
Mit seinen Gütern allen?
Die Liebe lehrt uns ja die Kunst,
Uns ewig zu gefallen.

Ausgewählte Gedichte

von

Johann Peter Uz.

Biographie des Dichters.

Johann Peter Uz.

Geboren 1720. — Gestorben 1796.

Der Geburtsort unsers Dichters ist Anspach. Schon als Knabe zeigte Uz bestimmte Neigung zur Malerei und Poesie. Auf der Hochschule zu Halle, wohin er, nach vollendeten Vorbereitungsstudien auf dem Lyceum seiner Vaterstadt, ging, widmete er sich, neben der Jurisprudenz, hauptsächlich einem kritischen Studium der griechischen Dichter, von denen er, gemeinschaftlich mit Götze und seinem Freunde Gleim, manches übersetzte. 1743 nach Anspach zurückgekehrt, vollendete er in den nächsten Jahren seine, mit Götze unternom-

mene Ueberſetzung des Anakreon, — die lange die beſte Ueberſetzung dieſes Dichters blieb. — Als Privatſekretair eines Anſpachſchen Juſtizrathes hatte er reichliche Muße, welche er zu fortgeſetzten Verſuchen im lyriſchen Fache anwendete, und ſo entſtand eine kleine Sammlung lyriſcher Gedichte, welche Gleim 1749 zum Druck beförderte. Dieſe Poeſien begründeten ſeinen Ruf als Lyriker. Bald darauf folgte ſein „Sieg des Liebesgottes" — ein erzählendes Gedicht in 4 Geſängen, welches ihm Ruhm erwarb. Er galt ſeit dem Erſcheinen der Theodicee als einer der größten Dichter des Jahrhunderts. Weiße, ſein innigſter Freund, beſorgte 1768 eine prachtvolle Geſammtausgabe ſeiner Gedichte — und zu gleicher Zeit ſagte Uz, — der wohl fühlen mochte, daß er den Gipfel des Ruhms, der ihm zu erreichen möglich war, erſtiegen hatte, den Muſen für lange Lebewohl, und widmete ſich fortan faſt ausſchließlich der Erfüllung der Pflichten ſeines Berufs als Beamter. 1760 zum Aſſeſſor des kaiſerlichen Bundgerichts in Anſpach ernannt, beförderte ihn der Markgraf 1790 zum Burggräflichen Direktor und als die Anſpachſchen Lande dem Könige von Preußen anheimfielen, erhielt er (wenige Stunden vor ſeinem Tode) 1796 das Patent als wirklicher

Königl. Justizrath. — Uz bleibt für immer einer der geistvollsten Lyriker unserer Nation. Seine Gedichte sind immer gehaltvoll und zeichnen sich durch Correktheit aus. Zeigt auch seine Diktion nicht die Rundung, welche man von den Erzeugnissen der neuern Dichter fordert, so vergesse man nie die Zeit, welcher Uz angehörte, und lasse sich nicht durch das zuweilen unsanfte Erinnern an dieselbe stören.

Die Wollust.

Hier im Gesträuch, an Florens weichem Busen,
Die Balsam haucht, geruhig hingestreckt,
Erwart ich sie, die göttlichste der Musen,
Die sich im Busch vor meinen Wunsch versteckt.
Sie kömmt, sie kömmt! ich höre schon vom weiten,
In stiller Luft, die Stimme güldner Saiten.

Ihr Sterblichen, die ihr dem Schicksal fluchet,
Wenn euerm Arm gewünschte Ruhe flieht;
Und ihr umsonst sie unter Dornen suchet,
Wohin euch oft ein finstrer Weiser zieht!

Was quält ihr euch? die holde Wollust winket,
Und beut euch an, was euch so schätzbar dünket:

Die Wollust nicht, die auch der Pöbel kennet;
Die viehisch ras't, sich nicht vernünftig freut;
Von Lieb und Wein, umkränzt mit Epheu, brennet,
Und Lieb und Wein durch Uebermaaß entweiht!
Nein! die zugleich Natur und Weisheit preisen;
Der Weisheit Kind, die Königin der Weisen!

Ich sehe sie, und Morgenrosen schmücken
Die heitre Stirn und glänzen um ihr Haupt.
Wie ruhig strahlt aus ihren süßen Blicken
Die reine Lust, die kein Verhängniß raubt!
Durch sie wird selbst Lyäus zahm gemachet,
Der hinter ihr mit einer Muse lachet.

Die Freude schwingt um sie die güldnen Flügel
Zu aller Zeit, auch wann das Glück entflieht.
So öde scheint kein dürr verbrannter Hügel,
Wo nicht für sie noch manche Blume blüht:

Und rings umher schwatzt unter Laub und Zweigen
Ein sanfter West, und rauhe Stürme schweigen.

Wie sollte dir nicht alles dienen müssen,
Du, die allein die Sterblichen beglückt!
Gefesselt liegt, o Göttin, dir zu Füßen
Der bleiche Gram, der schwache Seelen drückt.
Du bändigest die hungrigen Begierden,
Die ohne dich verderblich herrschen würden.

Wie, wann der Süd sein schwarz Gefieder schüttert,
Und auf der See sich als Tyrann erhebt:
Der Ocean bis an den Grund erzittert,
Und weißbeschäumt hoch in die Lüfte strebt;
Indem kein Stern die bange Nacht erheitert,
Verirret sich das kranke Schiff und scheitert:

So wüthen auch die zügellosen Triebe,
Die uns Natur mitleidig eingesenkt.
Sie brechen los; und Recht und Menschenliebe,
Was heilig ist, wird unbereut gekränkt:
Nicht ungestraft! der Frevelthaten Menge
Bestraft in uns ein Richter voller Strenge.

Die Furien, in deren blut'gen Händen,
Stets fürchterlich, die Dornenpeitsche braust,
Verfolgen ihn, wann zwischen Marmorwänden
Der Lüste Sklav erraubtes Gut verschmaust.
Sein Aug entschläft: sein wachendes Gewissen
Stört seinen Schlaf mit gelber Nattern Bissen.

Unselig Glück! o ungeliebtes Leben!
Dergleichen Qual bezahlt kein Schatz der Welt.
Der Weise muß nach ächten Freuden streben,
Die Klugheit würzt und Reue nicht vergällt.
Bin ich gesund am Leib und am Gemüthe;
So dank ich froh des Himmels milder Güte.

Wie thöricht ist's, sich vieles nöthig machen,
Da die Natur nur weniges verlangt?
Ich werde satt und kann mit Freunden lachen,
Obgleich mein Tisch nicht fürstenmäßig prangt.
Muß edler Wein, den Blut und Seele fühlen,
Den eklen Durst allein aus Golde kühlen?

Gold giebt das Glück, und giebt es auch den Thoren:
Die Weisheit lehrt auch schimmernd Gold verschmähn

Und fröhlich sein, wann die das Glück erkohren,
Sich, unvergnügt, in seinem Schooße blähn.
Das wahre Glück ist nicht, was Thoren meinen:
Sei in der That, was tausend andre scheinen.

Neujahrswunsch des Nachtwächters zu Ternate.

Weckt eure Gatten küssend auf,
Ihr Schönen von Ternate!
Hört, bei des Jahres neuem Lauf,
Wie mir ein Wunsch gerathe!

Ein Mädchen, das sich Muse nennt,
Durchstreicht mit mir die Straßen;
Und was mein Herz euch Gutes gönnt,
Will sie in Reime fassen.

Wohlan! die Freude werde neu,
Wie sich das Jahr verneuet!
Es fliehe finstre Heuchelei,
Die sich im Winkel freuet!

Nicht Eigennutz, nur Zärtlichkeit
Sei Stifter unsrer Ehen:
So wird man Hymens güldne Zeit
Auch Jahre dauern sehen.

Die süße Falschheit unsrer Zeit
Entweiche von der Erde,
Daß alte, wahre Redlichkeit
Noch einmal Mode werde.

Es drohe Mißwachs und Verlust
Gelehrten Schmierereien:
Nur müsse junger Mädchen Brust
Und guter Wein gedeihen!

Gib, Himmel! deinen alten Wein
Den fröhlichen Poeten,
Die in der Musen Lorbeerhain
Oft, leider! durstig treten.

Nur Wasser, alter Weisen Trank,
Gib unsern jungen Weisen;
Und jage den Monadenzank
Von freudenvollen Schmäusen.

Der Geiz mag sein erwuchert Gut
Nur hüten, nicht genießen!
Doch laß ein Bächlein güldner Fluth
Auch auf den Weisen fließen!

Denn unsre Weibchen kosten viel,
Wenn sie uns lieben sollen:
Wie viel erfordert Putz und Spiel,
Und wenn wir schmausen wollen!

Heil allen, denen Heil gebricht,
Heil sei dem ganzen Staate!
Die wünsch ich aus bezahlter Pflicht,
Nachtwächter von Ternate.

Der Tabacksraucher.

Soll ich stets die trunknen Reben,
Soll ich nur den Gott erheben,
Der aus holden Augen blitzt?
Werd ich nie zu deinem Preise,
Pflanze, meine Lust! erhitzt,
Unterdeß der Thor uud Weise
Beim verblas'nen Rauche sitzt?

O wie viele güldne Stunden
Sind mir unbereut verschwunden
Bei geliebter Blätter Glut!

Da empört mein rascher Wille
Sich für kein verderblich Gut:
Ich genieße sanfter Stille;
Meine ganze Seele ruht.

Weg mit lärmendem Gepränge!
Wo ich mich durch Narren dränge,
Gähn' ich bei dem besten Wein.
Lächle, Venus, unter Thränen;
Sei die Mutter süßer Pein!
Aber zeuch mit deinen Schwänen,
Zeuch bei mir nicht sieghaft ein.

Ich beneide keine Krone,
Wann aus weißgebranntem Thone
Manch balsamisch Wölkchen dringt;
Und in meiner Muse Händen
Ihrer Leier Scherz erklingt;
Oder höhern Gegenständen
Sich mein Geist entgegen schwingt.

Die geflügelten Gedanken
Fliehn des Wahnes enge Schranken:
Nur der Weise scheint mir groß.
Nur des Glückes falsches Lachen
Und sein oft entweihter Schooß,
Reichthum, Hoheit (schlechte Sachen!
Sind betrogner Thorheit Loos.

Flieht, Entwürfe größern Glückes,
Die der Odem des Geschickes
Wie den Sommerstaub verweht!
Flieht im aufgewölkten Rauche,
Der, wie ihr, sich stolz erhöht,
Und, wie ihr, bei schwachem Hauche
Schnell erscheinet, schnell vergeht!

Rauch ist alles, was wir schätzen:
Unser theuerstes Ergötzen,
Unser Leben selbst ist Rauch.
Weht nicht über frische Leichen
Jedes Morgens kühler Hauch?
Viele werden heut erbleichen;
Und vielleicht ich selber auch.

Alles muß verlassen werden!
Nackend gehn wir von der Erden
In die öde Dunkelheit.
Was wir guts verrichtet hatten,
Folgt uns in die Ewigkeit,
Wann das blasse Reich der Schatten
Allen fremden Glanz zerstreut.

Auf den Tod des Majors und Dichters von Kleist.

Auch Kleist ist hin! Laßt's weit herum erschallen,
Ihr Musen um den Oderstrand:
Ein Edler ist im Streit gefallen,
Im Streit für's Vaterland!

Sein Heldenblut floß auf die güldne Leier,
Die sonst in seiner Hand erklang,
In die mit kriegerischem Feuer
Er nur von Tugend sang.

Kleist ist nicht mehr! Laßt's weit herum erschallen,
Ihr Musen, durch die bange Welt:
Der Musen Liebling ist gefallen,
Ein Menschenfreund und Held!

Der Freundschaft Schmerz, die mit bestäubten Haaren
Stumm über seiner Urne weint,
Rührt auch die Feinde: selbst Barbaren
Beklagen einen Feind.

Doch ewig Lob erwartet große Seelen,
Die, zur Unsterblichkeit ernannt,
Den schönen Tod der Helden wählen,
Den Tod für's Vaterland.

Sie fliehn empor und werden aufgenommen
In Hütten der Glückseligkeit,
Wo Gustav Adolph hingekommen,
Das Wunder jeder Zeit.

Dort ist auch Kleist! Hoch über unserm Grame
Und über Sternen geht der Held.
Und Graf Schwerin, ein großer Name!
Mit Keith und Winterfeld.

Auf Friedrich sehn die Helden Friedrichs nieder,
Bewundernd mit besorgtem Blick,
Und flehn für ihn und ihre Brüder
Um Leben und um Glück.

Sie flehn zu Gott um Frieden für die Erde,
Damit in Ketten ewger Nacht
Die Furie gefesselt werde,
Die Deutschland wüste macht;

Und bis ihr einst der, dem die Himmel
dienen,
Der Gott des Donners widersteht,
Noch unter brennenden Ruinen
Und über Leichen geht.

An die Sonne.

O Sonne, Königin der Welt,
Die unser dunkles Rund erhellt,
In lichter Majestät;
Erhabnes Wunder einer Hand,
Die jene Himmel ausgespannt,
Und Sterne hingesät!

Noch heute sah ich deinen Glanz:
Mir lacht in ihrem Blumenkranz
Noch heute die Natur.
Der Vögel buntgefiedert Heer
Singt morgen mir vielleicht nicht mehr,
Im Wald und auf der Flur.

Ich fühle, daß ich sterblich bin!
Mein Leben welkt, wie Gras, dahin,
Wie ein verschmachtend Laub.
Wer weis, wie unerwartet bald
Des höchsten Wort an mich erschallt:
Komm wieder in den Staub!

Wenn mich das finstre Grab verschlingt,
Ein ewig Schweigen mich umringt,
Mich die Verwesung nagt:
Alsdann bleibt alles doch zurück,
Und hätte gleich ein lächelnd Glück
Mir keinen Wunsch versagt!

O Thorheit, wenn ich mich verkannt,
Und nach der Erde Lieblingstand,
Nach großem Gut gegeizt!
Wenn mich der Ehre schimmernd Kleid
Und aller Prunk der Eitelkeit
Zu niedrem Neid gereizt!

Verlangt mein leiser Wunsch zu viel?
Verfolg ich ein zu weites Ziel,
Auf ungewissem Pfad?
O Gott, ich beuge mich vor dir!
Hier bin ich, es geschehe mir
Nach deinem bessern Rath!

Der Mensch, der aufgeblasne Thor,
Schreibt seinem Schöpfer Weisheit vor?
Dir, großer Menschenfreund?
Du liebst ihn mehr, als er sich liebt,
Wann deine Huld nicht immer giebt,
Was jedem nützlich scheint.

Wann der bethaute Morgen lacht,
Wann von den Fittigen der Nacht
Die Stunden kühler sind;
Spricht mir die Weisheit liebreich zu:
O Sterblicher, was sorgest du
Und wünschest in den Wind?

Der dich gemacht, sorgt auch für dich!
Nicht auf die Erde schränket sich
Der Plan des Himmels ein.
Dieß Leben ist ein Augenblick,
Ein Frühlingstraum das längste Glück:
Du sollst unsterblich sein!

Gedanke der Unsterblichkeit,
Der über Erde, Welt und Zeit
Ein edles Herz erhebt!
Empöre dich in meiner Brust,
Wenn die Sirene falscher Lust
Mich klein zu machen strebt!

Die Rosen um des Lasters Haupt
Verblühen, ehe wir's geglaubt,
Und ihr Genuß entehrt.
Ich bin ein Pilgrim in der Zeit,
Nur Freuden einer Ewigkeit
Sind meiner Sorgen werth.

Gieb mir, o du, der willig giebt,
Ein Herz, das nur das Gute liebt,
Und rein und heilig ist!
Mach andre groß, o Gott! Ich sei
Vergnügt und meiner Pflicht getreu
Ein Weiser und ein Christ.

Preis des Höchsten.

Wer sollte dich, o Gott, dich, Ewiger, nicht preisen,
Um dessen güldnen Thron unsterblich Lob erschallt,
Der ganzen Schöpfung Lob, das in unzählbarn Weisen
Von tausend Welten widerhallt?

O Schöpfer, hör auch mich von deiner Güte lallen!
Was wär ich, dein Geschöpf, erhieltest du mich nicht?
Ich wäre schon vorlängst, wie mürber Thon, zerfallen,
Der in des Töpfers Händen bricht.

Was unser Gott gemacht, das will er auch erhalten!
Er wacht für seine Welt; er, er vermag allein,
Was seine Güte schuf, mit Weisheit zu verwalten:
Gott wacht! Wie ruhig kann ich sein!

Mehr Gutes fließt uns zu von seinen milden Händen,
Als Böses uns verfolgt und Gutes vor uns flieht.
Ach! daß die Sterblichen ihr stolzes Nichts empfänden!
Vom Herrn geschiehet, was geschieht.

Mit Nacht bekleidet, fliegt von Gottes lichtem Throne
Das ernste Schicksal aus und ist ihm unterthan.

Er macht, was ihm gefällt, aus dem beseelten Thone:
Sein Rathschluß ist nicht unser Wahn.

Die Tage gleiten hin, und Jahre folgen Jahren:
Er spricht, so kommen sie, sie fliehen, wie er winkt;
Und müssen wechselnd sich mit Glück und Unglück paaren,
Wie's ihm, dem Herrn, am besten dünkt.

Er zürnt! ihr Sünder bebt! Er kömmt in schnellen Wettern,
Die rothen Blitze glühn in seiner starken Hand.
Der Höchste macht sich auf, die Stolzen zu zerschmettern,
Und legt ihr Leben in den Sand.

Von Zwietracht angeführt, würgt über tausend Leichen
Der blutbespritzte Krieg, wann ihm die Rache ruft.
Der Hunger ächzt ihm nach: Die Flügel fauler Seuchen
Vergiften die geschwärzte Luft.

Doch wann Gott gnädig ist, erheitern sich die Zeiten;
Dann scherzt auf sichrer Flur der Friede, der entwich:
Bekränzt mit Blumen, geht ihm Ueberfluß zur Seiten,
Und alles lacht und freuet sich.

Erhebe dich, o Herr, die Rotte zu zerstören,
Die sagt: es ist kein Gott! es laut und spottend sagt,
Und, Schöpfer, wider dich, die Schöpfung zu empören,
Die Welten aufzuwiegeln wagt!

Ihr Netz berücke nicht die Seelen deiner Frommen!
Verflucht sei ihre List, verflucht ihr schnöder Spott!
Es müsse nie dein Lob von meinen Lippen kommen!
Du bist mein König und mein Gott.

Vertrauen auf Gott.

Gott, unter deinem Schutz, was sollt in bösen Zeiten,
Was sollt ich fürchten in Gefahr?
Wer dir vertraut, hat dich zur Seiten:
Du hilfst ihm wunderbar.

Er geht, wann über ihm die Wolken Flammen speien,
Getrost an deiner Vaterhand;
Getrost durch dürre Wüsteneien
Und brennend heißen Sand:

Getrost in kranker Luft und mitten unter Leichen,
Wann wüthend ringsumher der Tod
Auf schwarzen Flügeln fauler Seuchen
Ein schnell Verderben droht.

Er fürchtet nicht, getrost auf dich und sein Gewissen,
Der giftigen Verläumdung Wuth,

Und tritt mit unerschrocknen Füßen
Auf ihre Natternbrut.

Wenn David auf der Flucht vor schnaubenden Tyrannen
Durch grauenvolle Wüsten strich,
Und seine Füße kaum entrannen
Dem finstern Wütherich:

Wann wider ihn vereint die Feinde Gottes stritten;
Wann ihn sein Kind vom Throne stieß,
Und, taub bei seines Königs Bitten,
Ganz Salem ihn verließ:

So sang er glaubensvoll in seiner Harfe Saiten:
Jehovah, meine Zuversicht!
Und du, Jehovah, halfst ihm streiten!
Sein Gott verließ ihn nicht.

Lob des Höchsten.

Singt, singt mit heiligem Entzücken,
Singt unserm Gott ein neues Lied!
Der Herr ist groß! Ihn will ich preisen,
Ihn, den Gütigen, den Weisen,
Dessen Auge nichts entflieht!

Der du den sternenvollen Himmel
Wie ein Gezelt weit ausgespannt,
Und hier, umstrahlt von Sonnen, thronest,
Hier in einem Lichte wohnest,
Wo kein Sterblicher dich fand!

Gott! ich verliere mich im Glanze
Dich, Gütigster, verlier ich nie!
Du bist auch unter uns zugegen;
Und, entzückt von deinen Wegen,
Voll Verwundrung preis' ich sie.

Dich preis' ich, der du an die Erde
Mit väterlicher Güte denkst,

Der du ihr in der Sonne leuchteſt,
Und im Regen ſie befeuchteſt,
Sie mit kühlem Thaue tränkſt:

Daß friſches Grün um ihre Glieder,
Ihr Haupt mit jungen Blumen lacht,
Und ihren mütterlichen Rücken
Saat und milder Segen ſchücken
Jährlich mit verneuter Pracht.

Denn du verſorgeſt, was du ſchufeſt:
Dein kleinſt Geſchöpf iſt dir bekannt.
Der junge Rabe, der, beſchneiet,
Hoch auf nackten Wipfeln ſchreiet,
Sättigt ſich aus deiner Hand.

Du biſt's, der zwiſchen rauhen Bergen
Erfriſchend Waſſer quellen läßt,
Und ſonnenreichen Höhen Reben,
Bäumen ihre Frucht gegeben,
Grünen Wäldern ihren Weſt.

Zur Arbeit winket den Geſchöpfen
Der Tag aus ſtrahlenvoller Luft:
Bis unter dunkler Schatten Hülle
Kühler Nächte ſanfte Stille
Zur gewünſchten Ruhe ruft.

Doch früh erwacht zu Dank und Liedern
Der Vögel buntgefiedert Chor.
Dann steigt von allen Nationen,
Steigt aus aller Himmel Zonen
Dir ein Lobgesang empor:

Dir, großer Vater aller Wesen,
Der allen wohlthut, alle liebt,
Und will, daß alle, wenn sie wollen,
Alle glücklich werden sollen,
Denen er das Leben giebt:

Damit sein Name herrlich werde
Durch alle Welten, sein Gebiet,
Und ihn, den Gütigen, den Weisen,
Alle Zungen dankbar preisen
Durch ein allgemeines Lied!

Demüthigung vor Gott.

Darf sich der arme Mensch erheben,
Vor dir, Allmächtiger, der Staub?
Vor dir, der alles ihm gegeben,
Worauf er pocht als einen Raub?

Und kannst du ihm nicht wieder nehmen,
Was du ihm gabst, und er vergißt,
Damit der stolze Staub sich schämen
Und fühlen müsse, was er ist?

Du ziehst dem aufgeblasnen Reichen
Den Purpur seiner Hoheit aus,
Und setzest ihn zu einem Zeichen,
Ihn und sein übermüthig Haus.

Du haucheſt rosenvolle Wangen
Am frühen Morgen zürnend an,
Und noch vor Abend ist vergangen,
Was tausend mit Entzücken sahn.

Das Leben steht in deinen Händen:
Nach deinem Winke würgt der Tod;
Und würgt auch zwischen Marmorwänden
Und beim Altar, und eh' er droht.

Auch mich ruft einst die finstre Höhle!
Doch bis die irdne Hütte bricht,
Entzeuch, ich flehe, meiner Seele
Den Funken deiner Gottheit nicht!

Nimm, wenn ich eine Welt gewönne,
Nimm nicht mein himmlisch Vorrecht hin,
Daß ich dich menschlich preisen könne,
So lang ich unter Menschen bin!

Erhalte mir, was du gegeben!
Denn diese Seele mit Verstand,
Und was ich habe, Leib und Leben,
Hab ich aus deiner Vaterhand.

So sing ich jeden neuen Morgen,
So sing ich, wann die schwarze Nacht
Den Schauplatz der Natur verborgen,
Und nur das Heer des Himmels lacht.

Gott im Ungewitter.

Du Schrecklicher, wer kann vor dir
Und deinem Donner stehn?
Der Herr ist groß! Was trotzen wir?
Er winkt, und wir vergehn.

Er lagert sich in schwarzer Nacht;
Die Völker zittern schon:
Geflügeltes Verderben wacht
Um seinen furchtbarn Thron.

Rothglühend schleudert seine Hand
Den Blitz aus finstrer Höh:
Und Donner stürzt sich auf das Land
In einem Feuersee:

Daß selbst der Erde fester Grund
Vom Zorn des Donners bebt,
Und was um ihr erschüttert Rund
Und in der Tiefe lebt.

Den Herrn und seinen Arm erkennt
Die zitternde Natur,
Da weit umher der Himmel brennt
Und weit umher die Flur.

Wer schützt mich Sterblichen, mich Staub,
Wenn der im Himmel wohnt,
Und Welten pflückt, wie dürres Laub,
Nicht huldreich mich verschont?

Wir haben einen Gott voll Huld,
Auch wann er zornig scheint:
Er herrscht mit schonender Geduld,
Der große Menschenfreund!

Gott, der Gesetzgeber.

Menschen, hört mit ehrfurchtvollem Schweigen,
Gott will selbst von seinem Throne steigen:
Betet an vor ihm! Er spricht.
Auch das Meer, das schon mit schnellem Grimme
Brüllend schwillt, gehorchet seiner Stimme,
Wenn sie donnert: stürme nicht!

Staub, den ich gebildet und beseelet,
Und aus Huld zu weisem Glück erwählet,
Höre, Mensch, ich rede dir!
Hab ich dir nicht, was du hast, gegeben?
Hast du nicht den Funken, dieses Leben,
Das du athmest, nur von mir?

Bin ich's nicht, der Sonnenschein und Regen
Gütig giebt, und dich mit mildem Segen
Aus der Erde Schooße nährt?
Der dein Vieh auf kräuterreichen Weiden
Dir erhält, dir ungezählte Freuden,
Alle, die du hast, gewährt?

Und was ist's, das ich dagegen fodre?
Liebe nur! die reinste Liebe lodre
Gegen mich in jeder Brust!
Jedermann, der Erdkreis soll es hören!
Jedermann verläugne mir zu Ehren
Sich und alle seine Lust!

Seufzest du bei meinen Forderungen?
Reichthum, Ehr und Lob von feilen Zungen,
Dieser Tand betrübt dich nun?
Was aus Pflicht du nicht verweigern könntest,
Solltest du, wenn du dir Gutes gönntest,
Selber dir zu Liebe thun.

Kann der Geist, gefesselt an der Erden,
Sich mir nahn? Gereinigt muß er werden,
Und was irdisch ist, verschmähn.
Denn befleckt durch niedre schnöde Triebe,
Kann er mich, den Würdigsten der Liebe,
Mich, den Heiligsten, nicht sehn:

Kann er nicht an jenen Ort gelangen,
Wo vor mir die reinen Geister prangen,
Reiner, als das Sonnenlicht,
Und, mit Glanz und Herrlichkeit umgeben,
Höchstbeglückt erhabnen Freuden leben,
Die kein Wechsel unterbricht.

Denn, o Mensch, so groß ist meine Güte,
Daß ich dir, beglückt zu sein, gebiete,
Nicht beglückt nur in der Zeit.
Wolltest du für deinen Gott nicht bluten?
Er vergilt nur wenige Minuten
Dir mit einer Ewigkeit.

Höchster Gott, Beherrscher meiner Tage!
Dir gelobt Gehorsam, ohne Klage,
Dir, Herr, dein Geschöpf, dein Knecht.
Du bist weis', auch wann du mich betrübest;
Du gebeutst, o Vater, weil du liebest;
Die Gebote sind gerecht:

Wann, verhüllt von einer lichten Wolke,
Du im Thal die Niedrigsten vom Volke
Lehrst, von Menschenhuld belebt:
Oder, wann in schwarzen Ungewittern
Du gebeutst, und die Gefilde zittern,
Und der Sinai erbebt.

Theodicee.

Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg ich zur Gottheit auf! Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort und braust von meinen Lippen!

Ich will die Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer, dich verklagen:
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Es öffnet mir des Schicksals Heiligthum;
Und Licht bezeichnet seine Pfade,
Wie Titans Weg vom östlichen Gestade.

Die dicke Finsterniß entweiche,
Die aus dem Acheron, vom stygischen Gesträuche,

Mit kaltem Grauſen ſich auf meinem Wege
häuft,
Wo ſtolzer Thoren Schwarm in wilder Irre
läuft,
Und auch der Weiſe furchtſam ſchreitet,
Oft ſtille ſteht und oft gefährlich gleitet!

Die Riſſe liegen aufgeſchlagen,
Die, als die Gottheit ſchuf, vor ihrem Auge
lagen:
Das Reich des Möglichen ſteigt aus gewohn-
ter Nacht.
Die Welt verändert ſich, mit immer neuer
Pracht,
Nach tauſend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu ſchnellem Sein bedürfen.

Der Sextus einer beſſern Erden
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbſtmord groß
zu werden:
An keinem Dolche ſtarrt ihr unbefleckтes Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger
Wuth
Und viehiſcher Domitiane,
Herrſcht unverheert in einem ſchönern Plane.

Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten:

Der Schöpfer wählt sie nicht! Er wählet
unsre Welt,
Der Ungeheuer Sitz, die, Helden beigesellt,
In ewigen Geschichten strahlen,
Der Menschheit Schmach, das Werkzeug ih-
rer Qualen.

Eh ihn die Morgensterne lobten,
Und auf sein schaffend Wort des Chaos Tie-
fen tobten,
Erkohr der Weiseste den ausgeführten Plan:
Und wider seine Wahl will unser Maulwurfs-
wahn,
Will stolze Blindheit Recht behalten,
Und eine Welt im Schooß der Nacht verwalten?

Von welcher Sonne lichtem Strahle
Weicht meine Finsterniß! Wie, wann aus feuch-
tem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor seinem Aug ent-
springt,
Und Reiz die große Weite zieret,
Wo sich der Blick voll reger Lust verlieret:

Denn Fluren, die von Blumen düften,
Gefilde voll Gesangs und heerdenvolle Triften,

Und hier crystallne Futh, vom grünen Wald
umkränzt,
Dort ferner Thürme Gold, das durch die Wol-
ken glänzt,
Begegnen ihm, wohin er blicket:
So wird mein Geist auf seinem Flug ent-
zücket.

Ich habe mich empor geschwungen,
Wie groß wird mir die Welt! die Erde flieht
verschlungen:
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schö-
pfung aus!
Welch kleiner Theil der Welt ist Rheens finstres
Haus!
Und, Menschen, welche kleine Heerde
Seid ihr nur erst auf dieser kleinen Erde?

Gönnt gleiches Recht auf unserm Balle
Geschöpfen andrer Art! Ihr Schöpfer liebt
sie alle:
Die Weisheit selbst entwarf der kleinsten Fliege
Glück.
Ihr Schicksal ist bestimmt, so gut, als Roms
Geschick
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrscht in Gegenden der Wonne.

Seht, wie in unermeßner Ferne
Orion und sein Heer, ein Heer bewohnter Sterne,
Vor seinem Schöpfer sich in lichter Ordnung drängt.
Er sieht, er sieht allein, wie Sonn an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube schelten.

Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint:
Und findet, wenn sein Blick, was bös' und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet,
Daß, was geschieht, aufs beste stets geschiehet.

Es leide mit gepriesnem Muthe
Die Gattin Collatins! Es keimt aus ihrem Blute
Die Freiheit eines Volks, die einst Catone zeugt:
Bis kühne Tyrannei, vom Laster groß gesäugt,
Die spätverlaßne Tugend rächet,
Und Rom durch Rom bestraft und strafend schwächet.

Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie soll sich Latium vor fremdem Joche retten?
Sieh! das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus.
Der kalte Norden speit ein Volk der Wilden aus,
Das durch's Verhängniß überwindet,
Im Finstern saß und Licht und Wahrheit findet.

Die ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, daß ihr blos nach euerm Winkel kennet:
Verwegen tadelt ihr, was Weise nicht verstehn.
O könnten wir die Welt im Ganzen übersehn,
Wie würden sich die dunkeln Flecken
Vor unserm Blick in größern Glanz verstecken!

Soll Welten alles Böse fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beseelen;
Denn alles Böse quillt blos aus des Menschen Brust:
So muß der Mensch nicht sein: welch größerer Verlust!
Die ganze Schöpfung würde trauern,
Die Tugend fliehn und ihren Freund bedauern.

Ihr Weisen, hättet nie entzücket,
Die ihr die Schöpfung mehr als hundert Sonnen schmücket,
Und Ordnung herrschte nicht im Reiche der Natur,
Die niemals flüchtig springt, und stufenweise nur
Auf ihrer güldnen Leiter steiget,
Wo sich der Mensch auf mittlern Sprossen zeiget.

Vom Wurme, der voll größrer Mängel
Auf schwarzer Erde kreucht, und vom erhabnen Engel
Sind Menschen gleich entfernt, und beiden doch verwandt.
Ihr freier Wille fehlt, ihr himmlischer Verstand
Entflieget nie der engen Sphäre:
Stets fesselt ihn des Leibes träge Schwere.

Es rauschen laute Spöttereien
Um mein verachtend Ohr: viel stolze Klugen schreien
em armen Sterblichen des Willens Freiheit ab.
Sklaven, welche das, was weise Güte gab,

Der Menschheit Vorrecht, nicht erkennen,
Und, gleich dem Vieh, sich dessen unwerth nennen!

Verzärtelt eure Leidenschaften;
So herrschen sie zuletzt: sie bleiben ewig haften;
Ein diamantnes Band knüpft sie an euer Herz.
Der freigeborne Geist erblickt, nicht ohne Schmerz,
Sich endlich in verjährten Banden,
Und ist ein Knecht, weil er nicht widerstanden.

In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich sah, war Menschenwitz geringe:
Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkommenheit.
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich sein nach einem kurzen Leben.

Mein Schicksal wird nur angefangen,
Hier, wo das Leben mir in Dämmrung aufgegangen:

Mein Geist bereitet sich zu lichtern Tagen vor,
Und murrt nicht wider den, der mich zum Staub erkohr,
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert, nur verschiebet.

An Galathee.

Fleuch, Galathee, den Stolz verlebter Schönen!
Schilt auf die Liebe nicht!
Du wirst sie nur mit falschen Lippen höhnen:
Dein Auge widerspricht.
Es müsse dich die süße Leier lehren,
Die überredend klingt,
Und, wie man glaubt, trotz heuchlerischem Wehren,
Von machem spröden Mund oft manchen Kuß erzwingt.

Der Liebesgott, auf Blumen hingestrecket,
Schlief unter Myrthen ein.
Er hatte sonst die Nymphen oft erschrecket:
Die lauschten jetzt im Hain.

Nur eingedenk, wie Amor sie geplaget,
Nicht, wie er sie entzückt,
Verübten sie, was niemand noch gewaget:
Sie fesselten den Gott, der Götter selbst bestrickt.

Der schlaue Gott, indem er schnell erwachte,
Sah diesen losen Streich.
Ach! sprach der Schalk, und sah umher und lachte;
Wie glücklich rächt ihr euch!
Ich läugne nicht, was ich an euch begangen:
Ich macht' euch tausend Pein.
Seid wieder gut! und habt ihr mich gefangen:
Ihr werdet ungequält und ungeküsset sein.

Und ungeküßt? welch grausamer Gedanke!
Man dachte reifer nach,
Und sah beschämt, wie dem verwegnen Zanke
Das Herzchen widersprach.
Sie thaten — was? was alle Mädchen thäten!
Sie banden Amorn los,
Und Amor flog, da sie um Gnade flehten,
Von ihnen lachend weg in seiner Mutter Schooß.

An die Deutschen.

Ihr Deutschen, die an Ruhm berühmten Vätern weichen!
Verlangt ihr, groß zu sein, so müßt ihr ihnen gleichen;
Nicht an der alten Rauhigkeit!
Die Heldentugend jener Zeit
Ruht nicht auf ungeschlachten Sitten,
Auf nackter Armuth, nackten Hütten.

In Freundschaft Redlichkeit und ehrner Muth im Streite,
Der jeden Tropfen Bluts dem Vaterlande weihte,
Und jener unbewegte Sinn,
Der, taub zu niedrigem Gewinn,
Allein der Ehre Stimme kannte,
Für Vaterland und Freiheit brannte:

Das machte Deutschland groß; das eifert, nachzuahmen:
So seid ihr deutscher Art, nicht bloß aus deutschem Saamen.
Ihr starrt? ihr zittert und erbleicht?
Warum irrt euer Blick verscheucht?

Die Ahndung hat mich nicht betrogen!
Zu Sklaven werdet ihr erzogen.

O unsrer Schande Quell, Erziehung deutscher Jugend!
Wer pflanzst in ihre Brust Empfindungen der Tugend
Und Liebe für das Vaterland,
Die unserm Herrmann Lorbeern wand?
Wer bildet ihre jungen Seelen,
Noch ehe sie das Laster wählen?

Man bildet nur den Leib: der Jüngling lernt gefallen,
Lernt freien Tanz und Spiel, in fremder Sprache lallen,
Und buhlen, eh' er mannbar ist,
Betrügen, die er kaum geküßt,
Und seinen Hals zu schlauen Tücken
Im Joche weicher Sitten bücken.

Zur Ueppigkeit verwöhnt, wie kann er edel denken?
Wie soll er sich als Mann zur strengen Tugend lenken?
Und wird er seiner Pflicht getreu,
Im Schooße fauler Schwelgerei,

Nie mit erkauften Uebelthaten
Des Vaterlandes Wohl verrathen?

Entkräftet vor der Zeit in Amors Myrthensträuchen,
Baut er die Nachwelt an mit Kindern, die ihm gleichen,
An einer gleichen Gattin Brust,
Die sorglos, unter eitler Lust,
Nur ihren Putz und Schooßhund liebet,
Und ihren Witz beim Spieltisch übet.

Aus beßrer Eltern Schooß entsprangen jene Helden,
Von derer hellem Ruhm des Nachruhms Bücher melden,
Die keinem Weltstrich unbekannt,
Als Geißeln in des Schicksals Hand,
An Rom das feige Laster schwächten,
Der halben Erde Knechtschaft rächten:

Ein männliches Geschlecht, stark, alles zu ertragen,
Gleich streitbar, wenn der Süd in trägen Sommertagen
Die Wüste Lybiens verließ;
Und wenn der alte Nordwind blies,

Und seine furchtbarn Flügel stürmten,
Die Schnee auf Schnee verderblich thürmten.

Zu welchem Wechsel ist der Völker Glück
verdammet!
Ein rauh verachtet Volk, das edlen Muth ent-
flammet,
Macht sich der Erde fürchterlich,
Wird üppig und entkräftet sich,
Und fällt nach kurzgenoßnem Glücke
Schnell in sein erstes Nichts zurücke.

Die alten und heutigen deutschen Sitten.

Wie wenig gleichen wir den Alten!
Was wir für ungesittet halten,
Hieß ihnen Männlichkeit.
Nur wenig ächte deutsche Bräuche
Sind unverjährt im deutschen Reiche
Zu unsrer Zeit.

Zusammen kommen, um zu zechen,
Bis alle Zungen stammelnd sprechen,
Hieß ihnen Fröhlichkeit.
Noch schwingt bei manchem Freudenmahle
Lyäus drohende Pokale
Zu unsrer Zeit.

Doch Recht und Menschheit nicht verletzen,
Auch bei ermangelnden Gesetzen,
Hieß ihnen Billigkeit.
Ich finde mehr gelehrt Geschwätze,
Sehr wenig Tugend, viel Gesetze
Zu unsrer Zeit.

Daß sich getreue Weiber funden,
Die auch dem Golde widerstunden,
Hieß keine Seltenheit.
Man sagt zur Schande karger Reichen,
Es geb auch etliche dergleichen
Zu unsrer Zeit.

Doch auch, wann Reiz und Jugend blühen,
Vom Kuß nichts wissen, ihm entfliehen,
Hieß ihnen Ehrbarkeit.
Dieß ist nur eine Schäfertugend
Und abgeschmackt an muntrer Jugend
Zu unsrer Zeit.

Daß stets der kühne Junker jagte,
Auch eh es auf den Bergen tagte,
Hieß ihnen Streitbarkeit.
Noch jagt und schmauft er um die Wette,
Indeß besorgt ein Freund sein Bette
Zu unsrer Zeit.

Doch Ansehn und erhabne Würden
Nur auf verdiente Schultern bürden,
Hieß ihnen Schuldigkeit.
Zu Aemtern kann ein jeder kommen,
Die Würdigen blos ausgenommen,
Zu unsrer Zeit.

Die prophezeienden Matronen
Für ihre Lügen noch belohnen,
Hieß ihnen sehr gescheidt.
Sagt, kluge Frauen! Zeichendeuter!
Zigeuner! sagt, sind wir gescheidter
Zu unsrer Zeit?

Doch, edler Vorzug grauer Alten!
Die Treue, Wort und Band zu halten,
Hieß ihnen Redlichkeit.
Die schlummert auf bestäubtem Boden
Bei andern abgelebten Moden
Zu unsrer Zeit.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Biographisches Vorwort. 7

Auszgewählte Gedichte von C. F. Weiße.

Der Sieg über sich selbst. 11
Mittel der Deutschen wider die Schwermuth. . 13
Lieder für Kinder. Der junge Baum. . . 14
Das Veilchen. 15
Der Mai. 15
Das Kartenhäuschen. 16
Die kleinen Leute. 17
Auf einen künstlichen Garten. 18
Der Grobian. 19
Der Glückliche und der Weise. 20
Die Freundschaft. 20
Der Greis. 21
Das Lamm. 21
Der Schneemann. 22
Der thörichte Wunsch. 23
Die Bienen. 24
Der Kräusel. 26

Seite
Der Morgen. 26
Der Aufschub. 28
Das Vergnügen wohl zu thun. 29
Die Vorsicht. 30
Scherzhafte Lieder. Die Haselsträuche. . 31
An ein junges Mädchen. 32
Das goldene und eiserne Zeitalter. 33
Der Jüngling an die Freude. 36
Der Mann an die Freude. 38
Die zufriedene Liebe. 40

Ausgewählte Gedichte von J. P. Uz.

Biographie des Dichters. 45
Die Wollust. 49
Neujahrswunsch des Nachtwächters zu Ternate. 53
Der Tabacksraucher. 55
Auf den Tod des Dichters und Majors v. Kleist. 58
An die Sonne. 60
Preis des Höchsten. 63
Vertrauen auf Gott. 67
Lob des Höchsten. 69
Demüthigung vor Gott. 71
Gott im Ungewitter. 73
Gott, der Gesetzgeber. 75
Theodicee. 78
An Galathee. 86
An die Deutschen. 88
Die alten und heutigen deutschen Sitten. . . 91

Neue

Cabinets-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Neun und fünfzigstes Bändchen.

Anthologie aus den Gedichten
von
K. H. Heydenreich.

Cabinets-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Neue Auswahl in 72 Bändchen.

Neun und fünfzigstes Bändchen.

Anthologie aus den Gedichten

von

K. H. Heydenreich.

Hildburghausen & New-York.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.
1834.

Vorwort.

Carl Heinrich Heydenreich.

Geboren: 1763; gestorben 1801.

Heydenreich, ehemalger Professor in Leipzig, von wo er nach Burgwerben ging, und dort bis an seinen Tod privatisirte, war philosophischer Denker und Dichter zugleich. — Nicht alle seine Schriften haben gleichen Werth; aber alle tragen das Gepräge des denkenden und selbst verarbeitenden Forschers. Dabei hat er das Verdienst einer korrekten und tiefe Theilnahme weckenden Darstellung, die man oft blühend, zuweilen fortreißend nennen kann.

Der poetische Charakter Heydenreichs ist sehr verschieden beurtheilt worden. Heydenreich verfeindete sich sehr frühe mit den Wei-

mar'schen Coryphäen; er ward der Gegenstand ihres Hasses und des beißendsten Spottes. — Wie ungerecht, schändlich und empörend Göthe und Schiller in den Xenien über ihn urtheilten, ist bekannt genug! Es ist nicht zu läugnen — des edlen Heydenreichs geistvolle, philosophische Richtung beeinträchtigte den selbstständigen Aufflug seines dichterischen Genies nicht selten und brachte in seine poetischen Formen zu viel Begriffe und Abstraktion; — nicht alle seine bekannt gewordenen Gedichte sind gelungen: aber viele, die meisten, sind classisch zu nennen, und gesellen sich zu dem Trefflichsten, was die deutsche Poesie der Ueberlieferung an die Nachwelt würdig hervorgebracht hat.

Der erste Theil seiner Gedichte erschien 1793; der zweite nach seinem Tode. Seine sämmtlichen Gedichte hat Heydenreichs Bruder 1803 in 2 Bänden, (Leipzig bei Baumgärtner) gesammelt herausgegeben. Manches Treffliche ist noch in den Händen von Personen und Familien zerstreut, die dem Herausgeber die Erlaubniß zum Abdruck aus engherzigen Rücksichten verweigerten, oder weil sie Verhältnisse berührten, die man nicht offenkundig werden lassen wollte. Manches ist auch vom Verfasser selbst vor seinem Tode vernichtet worden, und unwiederbringlich verloren. —

Als Mensch war Heydenreich achtungswerth. Seine Seele erglühete für alles Gute und Große, unter welcher Gestalt es sich auch verbarg. — Liebenswürdig im Umgange, mit einer allen Gefühlen der Freundschaft offenen Seele, genoß er die Liebe seiner Freunde im seltensten Grade und das frühe Ende seines Lebens regte ihre innigste Theilnahme auf. Als öffentlicher Beweis ihrer Liebe schmückten sie seinen Grabhügel mit einem Denkmal — eine auf einem Würfel ruhende marmorne Urne, auf deren Deckel ein eben seiner Puppe entkrochener Schmetterling seine jungen Flügeldecken entfaltet. Um die Urne schlingen sich die bezeichnenden Worte:

Der große Geist entfloh der Macht der Sinne.

Auf der Vorderseite des Würfels:

CARL HEINR. HEYDENREICH,
ord. Professor der Philosophie zu Leipzig
starb am
XXVI. April cIↃIↃccclI,
XXXVIII Jahr alt.

Auf der Rückseite:

Göttliches hat er uns oft
In Lied und Lehre verkündet;
Froh rief der Genius ihn,
Was er uns lehrte, zu schaun.

Ausgewählte Gedichte.

Das letzte Abendläuten des alten Schulmeisters von Krondorf.

Alter belastete schwer den Lehrer der Kinder von Krondorf,
Silbernes Haar umfloß sein schon zitterndes Haupt;
Doch verlieh ihm noch Gott den Blick in die herrliche Schöpfung,
Und der treue Stab stützte den wankenden Gang.
Dreißig Jahre voll Schweiß und menschenfreundlicher Mühen
Waren dem Greise hier schnell, wie ein Traumbild, entflohn;

So entschwinden sie ja, von redlichem Eifer beflügelt,
Jedem Edlen, der sich Gott und der Menschheit geweiht.
Feurig schlagend das Herz für's Glück der liebenden Brüder,
Voll Vertrauen auf Gott, hatt' er gesäet die Saat.
Auf gut Land fiel sie, er sah an dem Rande des Lebens
Froh auf die Ernte zurück, froh in die Zukunft hinaus.
Segen tönte ihm zu aus allen Hütten des Dorfes;
„Spät umpfang' ihn das Grab!" flehten der Knab' und der Greis.
Gerne noch hätt' er lange der Jugend Schritte geleitet,
Und mit Jünglinges Kraft feurig im Alter gewirkt;
Aber der Menschlichkeit Loos, die Grenzen des endlichen Geistes
Setzten auch ihm sein Ziel, winkten ihm, stille zu stehn.
Sehnlich harrt' er des Mannes, der ihm zu folgen bestimmt war,
Von dem Gebieter des Dorfs hatt' er schon lange den Ruf;

Aber der Ankunft Tag hielt man dem Guten verborgen,
Die Bewohner des Dorfs täuscheten liebend den Greis.
Längst schon konnt' er nicht mehr des Tages Sterbelied läuten,
Nicht mit zitternder Hand rührte die Glokken er mehr;
Muntre Knaben des Dorfes versahn mit freudigem Eifer
Abends des Lehrers Amt, lockten zur Heimath das Lamm.
Er saß ruhig, und ernst, und wachsam über die Ordnung
Auf der Gattin Gruft während des Abendgeläuts,
Dacht' in die Vorzeit zurück, und dacht in die nahende Zukunft,
Dachte: „bald tönt von dem Thurm auch dein Grabegeläut.
Einst entschwebte dem Himmel der mildeste herbstliche Abend
Und des Untergangs Licht malte die Gräber des Dorfs;
Nie so hatte der Greis des Abends Rührung empfunden,
Thränend vernahm er den Ruf hallender Glocken zur Ruh.

Jetzt verhallt' in der Ferne der letzte der Töne der Glocken,
„Ruhige, gute Nacht!" riefen die Knaben ihm zu.
Einsam saß er nun da, umringt von schweigenden Gräbern,
Viele Gebeine darinn hat er noch lebend gekannt.
„Gräber, ihr schrecket mich nicht, so sprach der redliche Alte:
„Todte, wo ihr auch seid, Todte, ihr klagt mich nicht an.
„Bald verkünden die Glocken die Nacht des entschlummerten Greises,
„Gott, die Nacht, der sich schnell röthet der schönere Tag.
„Nahe, du selige Nacht! jenseit des irdischen Grabes
„Harret Segen auch mein, manches Geretteten Dank."
Schweigend verlor sich der Greis in der Zukunft heiliger Ahndung,
Schmeckte zum Voraus schon Freuden der schöneren Welt.

Horch, da ertönt' ein Gesang, der in der Stille des Abends

Feierlich sich verlor; staunend erbebte der Greis;
Es eröffnete sich des Friedhofs schaurige Pforte
Und mit Saitenspiel nahten die Kinder des Dorfs,
Mitten unter der Schaar der künftige, würdige Lehrer,
Und dem Zuge nach folgten die Väter des Dorfs;
Sanfter Thränenstrom benetzte die Wangen des Greises,
Als er die Kommenden sah; Freude durchschauerte ihn.
„Kinder, was wollt ihr denn?“ da naht' ein blühendes Mägdlein,
Und bekränzte sein Haupt lächelnd und weinend zugleich;
Heiter, doch tiefgerührt bot ihm die Rechte der Fremdling:
„Daß ich, würdiger Greis! o daß ich wirkte, wie du!
Und die Väter des Dorfs umarmten mit feurigem Danke
Ihn, der väterlich stets über den Kindern gewacht.
„Welch ein Abend! so rief der Redliche: Himmlischer Vater,

„O wie herrlich, wie schön muß es dort oben erst sein!
„Vater, nimm mich zu dir in dieser seligen Stunde!
„Seliger nahet mir nie eine der irdischen mehr!“ —
Sprach's, und sank ermattet hin auf den Hügel der Gattin:
Wo er so oft geweint, starb er, von Freude berauscht.

Dämmert' uns allen doch einst so schön der Abend des Lebens!
Stürben wir alle, wie er, süßer Beruhigung voll;
Nähmen mit uns hinab der Lebendigen Segen und Thränen,
Ach, und der Liebe Wunsch: „Ruhe, du Redlicher, sanft!“

Ode aufs neue Jahrhundert.

Da naht er aus den Fernen der Zukunft her,
Der neugeborne heilige Sohn Saturns,
Ein düstrer Schleier hüllt sein Antlitz,
Hüllet die Jahre, die schweigend folgen.

Sein Schritt ist furchtbar, Schauder geht vor ihm her;
Bellonas Blitze leuchten in seine Nacht,
Die Völker sehn die grausen Schatten,
Wenden ihr Angesicht weg und beben.

Er wandelt her auf blutenden Leichnamen;
Die Donner, die der frevelnde Mensch im Rausch
Dem Himmel stahl, verkünden schrecklich,
Schrecklich die Ankunft des Neugebornen.

Der Vorgeborne gibt sein Vermächtniß ihm;
Ach, Trauer-Urnen! Seufzer von Tausenden!
Gebeine, die in fremden Landen
Fern von befreundeter Asche modern.

Zerbrochene Fesseln über Ruinen, und
In stummen Wüsten glänzende Siegstrophä'n,
Und blutbespritzte Bürgerkronen
Auf der geopferten Helden Gräbern.

„Saturnus Mitsohn! sagt er, mein Ziel ist da,
„Wie aller Brüder; webe der Sterblichen
„Geschicke weiter, laß allmälig
„Sinken den Schleier der heil'gen Zukunft!“

Er gibt ihm ernst und schweigend den Bruderkuß
Der Geister, flieht vom Lande der Gegenwart,
Wird Nebelluftgestalt, und taucht sich
Tief in die Fluten der Vorzeit nieder. —

Da bist du nun im nächtlichen Florgewand,
Du neugeborner, heiliger Sohn Saturns!
Und mit geheimnißvollem Winke
Grüßest du schweigend Europas Völker.

Schon beben alle Busen von Ahndungen
Vor jener Urne, wo du des Menschen Loos,
Sturm oder Ruh, Fluch oder Segen,
Wie es dein Vater beschloß, bewahrest.

Schon lodern auf Altären des Vaterlands
Der Völker Opfer; Hymnen erheben sich;
Doch ächzen durch die Harmonien
Klagen des Elends, und Thränen fließen.

„Gib Frieden!“ fleht am Rand der Verzweiflung dort
Ein jammernd Volk. — „Zerbrich nur die Ketten,“ ruft
Das andre: „großer Gott der Freiheit,
Ketten der Knechtschaft, die dich entehren!“

Und Völker, die im schwindelnden, blinden Rausch
Um Fesseln Fesseln tauschen, erflehn bedrängt
Befreiung von der Freiheit Banden,
Rückkehr der goldenen Zeit der Väter. —

O wandle hin zum Altar des Vaterlands,
Und opfre muthig, Mutter Saxonia!
In deine Hochgesänge mischen
Seufzer sich nicht aus gepreßten Herzen.

Mit stolzer Freude grüße Saturnus Sohn
Den Neugebornen! Siehe, der Hoffnung Strahl
Fällt auf die Schleier, die ihn hüllen:
Siehe, dir nahen nur sel'ge Jahre — —

Wer ist der Held des Friedens und Bürgerglücks,
Der dich dem neu'n Jahrhundert entgegenführt,
Daß du dich seiner heil'gen Schwelle
Muthig jetzt nahest und jauchzend eintrittst!

O! Nenn' ihn, Mutter! Friedrich Augustus ist's,
Der Völker Vater, Friederich Christians Sohn,
Er, dem des Weisen stille Größe
Herrlicher ist, als die Pracht der Herrscher.

Er, dessen edles, Gottheit erfülltes Herz
Für Pflicht und Wohlthun nimmer erkaltete,
Dem seines treuen Landes Segen
Vorgenuß ist von des Himmels Freuden.

Benetzten Auges, knie am Altare hin,
Und zünde deine Flamme, Saxonia!
An solchen Vaterlands Altare
Knieen nur wenig beglückte Völker. —

Heil unserm Fürsten! Dreifaches großes Heil! —
Da sinkt von oben zündende Gluth herab,
Der Sachsen frommes Opfer duftet
Lieblich zum Himmel empor, wie Abels.

Die Flamme lodert höher und höher auf,
Hold lacht der schönsten Hoffnungen Morgen-
roth,
Und über Sachsens Fürstenhause
Wacht der mächtige Gott der Götter.

Sehnsucht.

Im Strahle des Aufgangs
Glühen die Gipfel;
Im Winde des Morgens
Rauschen die Wipfel,
  Und Zelis ist fern!
Sonst flog mir so freudig
Entgegen die Holde
Beim ersten Geschimmer
Vom östlichen Golde;
  Nur heut' ist sie fern!

Wo weilt sie, o Göttin
Der schattenden Haine?
Wo malt sie der Morgen
Mit purpurnem Scheine?
  O flüstr' es mir zu!
Du schirmtest ja liebreich
Die himmlischen Küsse;
Verheeltest mit Säuseln
Der Liebenden Grüße;
  O flüstr' es mir zu!

Du liebst ja die Eichen,
Die Stürmen nicht wanken,

Du liebst ja des Epheus
Sie kettende Ranken;
O flüstr' es mir zu!
Und — neigt sich die Treue
Des Mädchens zum Wanken:
So zeig ihm des Epheus
Sanftkettende Ranken,
Und leit' es zurück!

Schon wallt um die Hügel
Der purpurne Schimmer;
Schon funkelt die Thauflur
Im spielenden Flimmer;
Und Zelis ist fern!
Wo weilt sie, o Göttin
Der schattenden Haine?
Wo malt sie der Morgen
Mit purpurnem Scheine?
O flüstr' es mir zu!

Die Mutter der Vorwelt.

Eine Idylle.

Manchen seligen Traum schufst du mir,
Phantasie!
Zeigtest öfters im Flug einsamer Schwärmerei
Mir den Morgen der Erde;
Wonn' und Wehmuth erfüllten mich.

Zaubre, Himmlische, mir jetzo das Morgenroth,
Laß die Gegenwart flieh'n, tagen Vergangenheit,
Und die Hütten der Urwelt,
Sie vergolde dein Strahlenblick!

Eine Mutter zu seh'n, flehet der Erdensohn,
Winke, Freundin des Lieds, mächtigen Götterwink,
Daß die Blume erwache,
Die im Strome der Zeit versank.

Weicht, ihr Bilder voll Nacht, die ihr mich hier umgebt,
Weg, Gestalten der Zeit, die ihr euch Mutter nennt,
Daß mein sehnendes Auge
Eine Mutter der Vorwelt seh'. —

Heil! die Sonne geht auf, Zauberin Phantasie!
Welche holde Gestalt weilet mit Trauerblick
Dort am Fuß einer Urne,
Um sie liebliche Genien!

Ihre Thräne benetzt Blumen des Frühlingsthals,
Und das Auge voll Gram giebt mit Verlangen bald
Sich der Asche der Urne,
Bald mit Liebe den Kleinen hin. —

„Mutter, weine doch nicht, siehe, der Tag ist schön,
„Blumen lächeln um dich, winde den Freuden-
kranz!
„Nicht um Thränen zu tragen,
„Schuf Gott Rosen und Lilien.“ —

„Kind, du tröstest umsonst! Dunkel ist Gottes
Rath.
„Blumen sind uns erwacht, aber dein Vater
schläft.
„In die schweigende Urne
„Dringt kein weckender Frühlingshauch.“

„Rosen schenkte Gott uns, lachende Freude hüpft
„Um den blühenden Strauch, aber er gab uns
auch,
„Unsern Jammer zu weinen,
„Nie versiegenden Thränenquell.“ —

„Aber Gott ist ja gut, und der Gestorbne lebt.
„Sagtest, Mutter, du nicht neulich am Aschen-
krug:
„Euer Vater, ihr Kinder,
„Liegt im ird'nen Gefäße nicht?

„Sagtest, Mutter, du nicht: „Kinder, der weise
Gott,
„Der die Frühlinge weckt, Fluren voll Blumen
giebt,
„Weckt auch schlafende Todte,
„Und wir sehen den Vater einst?“ —

„Kind, dieß hoff' ich von Gott. Wenn in der
bessern Welt
„Man noch Thränen verweint, weinen wir
Trauernde
„Einst am Busen des Vaters,
„Weinen Thränen der Freude dann.

„Lieber Knabe, du weinst? Siehst du die Rosen
nicht?
„Ist die Erde nicht schön? Sage, was ruht
dein Blick
„Finster über der Urne? —
„Weißt ja, daß der Gestorbne lebt.“ —

„Mutter, alles ist stumm. Wenn ich die Urne seh',
„Wandelt Grauen mich an. Stand wohl ein Todter auf?
„Weh! im ird'nen Gefäße
„Ruht der liebende Vater ganz.

„Ach und ist Alles hin, was uns so theuer war,
„Jenes freundliche Herz, das uns entgegenschlug,
„Die Gebete voll Andacht,
„Und die Segen der frommen Hand." —

„Aber, Knabe, wohin? Lodern in Feuergluth
„Auch die Herzen empor? Sahst du das Gute schon
„Von den Flammen verzehren,
„In der Urne die Tugend ruhn?

„Weine schweigend den Gram über der Asche aus;
„Was die Urne bedeckt, Kind, war dein Vater nicht.
„Wir verbrannten die Hütte,
„Und den Wohner empfing sein Gott.

„Was in innerster Brust — edel und wahr und schön
„Der Entschlafene trug, wurde nicht Todesraub;
„Thaten, würdig der Krone,
„Folgten schimmernd dem Seligen.

„Jene Blicke voll Troſt, wenn ihn der Leidende
„Schmachtend, betend ergriff, weinend um Rettung bat,
„Jene Thränen voll Mitleid,
„Wenn er Wittwen und Waiſen ſah:

„Jenes große Gefühl, wenn er dem Todesfeind
„Seine Dolche entrang, und ihm die Wangen bot,
„Und in Flammen des Haſſes
„Sanften Balſam der Großmuth goß:

„Kind, und jeglicher Schlag, welchen das edle Herz
„Für die Sterblichen that, kann nicht vernichtet ſein;
„Solche Güter begleiten
„Treu den Wandrer zur Ewigkeit.“ —

„Möcht' ich, Mutter, doch nur einmal den Vater ſehn,
„Der die Welten erſchuf, und einſt die Todten weckt!
„O wie gut, und wie mächtig
„Muß der herrliche Schöpfer ſein!“ —

„Knabe, ſiehſt du ihn nicht? iſt er nicht überall?
„Sieh das blaue Gebirg, welches den Himmel küßt,
„Den gewaltigen Bergſtrom,
„Und die Roſen des ſtillen Thals.

„Doch, es dämmert ein Tag, wo du ihn näher siehst,
„Wenn dein kindliches Herz ewig der Tugend schwört,
„Einst die Asche des Guten
„Jedes Edleren Thräne netzt.

„Mich auch findest du dann, wo du den Vater siehst,
„Wenn die Pfade der Pflicht nimmer mein Fuß verläßt,
„Und die Mutter des Lebens
„Dir auch Mutter der Tugend war.“

Das Leben, ein Traum.

Brüder, ein Traum ist unser kurzes Leben,
Aber ein Traum von großer, wahrer Deutung;
Prüfe dein Leben, und du siehst prophetisch
Vor dir die Zukunft.

Die Maikäfer.

Im Wonnemonat saß ich um Mitternacht
An meinem Fenster, vor mir ein Lampenlicht,
In mir Gedanken über Gottheit,
Gräber und Zukunft und sel'ge Geister.

„Wer bist du? dacht' ich, Geist, den kein Geist begreift,
„Du Nichterschaffner, der die Natur erschuf;
„Du, der den heil'gen Götterfunken,
„Freiheit, in endliche Seelen pflanzte?

„Durch dich nur bin ich, dürste mit heißem Durst
„Nach deiner Nähe. Führt mich das Grab dir zu:
„So kürze meine Lebenstage,
„Daß ich den Vater der Welten schaue!

„Geist aller Geister! gibt es auf Erden schon
„Durch Andachtsgluth ein näheres Band mit dir:
„So laß es, laß mich's mit dir knüpfen,
„Gottheit mit Menschheit, für stets harmonisch!

„Du schweigst, Erhabner! und ich verdien' es nicht,
„Daß du dem armen Erdner dich offenbarst;
„Mein Auge starrt in finstre Zukunft,
„In eine Nacht ohne Mond und Sterne.

„Wo seid ihr, Freunde, die mir der kalte Kuß
„Des Todes raubte? Redet, ihr Todten doch! —"
So dacht' ich einsam, und versäumte,
Schwärmend, die Freuden der schönen Mondnacht.

Der Mondnacht Strahlen mischten sich zauberisch
In eines Kirschbaums duftenden Blüthenschmuck;
Der Kirschbaum vor dem kleinen Fenster
Gibt mir die lieblichste Schattenkühle.

Verloren in Gebilden der andern Welt,
Vergaß ich alle Reize der schönen Nacht,
Sah nicht der Hoffnung Wonne strahlen
Auf des benachbarten Kirchhofs Mälern.

Da stieß es immer, immer mit Ungestüm
An mein Gefenster, summte und summte laut,
Erschrocken öffnet' ich die Fenster — —
Und mich umschwirrten des Maies Käfer

Sie lockte nur das dämmernde Lampenlicht
Des stillen Denkers. „Käfer, so rief ich aus,
„Genießt des Wonnemondes Blüthen,
„Schwirrt nicht nach Lichte, das euch so fremd ist!

„Genießt die Freuden lachender Gegenwart!
„Entsaugt den Honig Blüthen des Kirschenbaums!
„Und summt im zauberischen Mondstrahl,
„Fern von den Lampen der Hochgelehrten!“

Da schwebte Himmelabwärts ein Genius,
Und rief mir zu mit feierlich hohem Ton:
„Auch du versäumst des Lebens Freuden;
„Grübelst um Mitternacht über Zukunft

„Genieß mit Weisheit! Siehe, der heil'ge Gott
„Hat uns des Daseins Ferne nicht offenbart;
„Sei gut und froh! des nahen Kirschbaums
„Blüthen, sie mögen dir Hoffnung duften.

„Der Käfer stößt dein Fenster mit Ungestüm;
„Bestürmt dein stilles, einsames Lampenlicht;
„Bestürmst du nicht der Zukunft Vorhang,
„Die dir die Gottheit so weis' verhüllte?

„Hinaus, hinaus! Genieße die Mitternacht,
„Und fühl' im Mondenglanze den großen Gott!
„Wie Morgen dämmern, Tage tagen,
„Tagt auch Empfindung in bessern Menschen!“

Tischlerlied.

Saß einst, von Tages Lasten satt,
Ein Tischler in der Werkelstatt,
Die Buben alle, matt und müd',
Die sagten: Meister, singt ein Lied!
Da sah der Meister rings um sich
Und sang ein Lied gar wunderlich:

Ihr Knaben, was kein Andrer kann,
Das macht ein wackrer Tischlermann;
Der Mensch kommt nackt aus Mutterschoos,
Und geht von hinnen nackt und blos;
Wer will sein ganzes Leben sehn,
Der muß in Tischlers Werkstatt gehn.

Im Wieglein dort — welch kleiner Raum!
Da schläft er seinen ersten Traum;

Der Durst nur und ein Fliegenschwarm
Sind seines Herzens ganzer Harm;
Es wechseln um ihn Nacht und Licht;
Er schläft gar sanft, es rührt ihn nicht.

Nicht weit davon seht ohne Graus
Von Eichenholz das enge Haus:
Da schläft der Bettler, wie der Graf,
In ew'ger Ruh, den letzten Schlaf;
Ein Häuflein kühler Erde drauf
Beschließt den ganzen Lebenslauf.

„Ach lieber Meister, nur gemach!"
Der Buben einer lächelnd sprach:
„Meßt nicht zu schnell das Leben aus,
„Da steht ja noch ein breites Haus;
„Das enge Haus kommt nie zu spät!"
Der Knabe that ein Stoßgebet.

Das breite Haus ist nicht für dich;
So sprach der Meister zorniglich:
Was lachst du drob, du junge Brut;
Zu früh gereift, thut nimmer gut!
Einst war ich auch so, kleiner Wicht,
Doch that ich solche Fragen nicht.

Ein Bräutigam hat es bestellt,
Und läßt dafür die ganze Welt;
Er suchte Ruh und Glück und sah
Europa und Amerika;

Bis daß er, was er suchte, fand
In einem Werk von Tischlers Hand.

Dies Hausgeräth, so schmuck und nett,
Ihr Buben, ist ein Ehebett;
In solchem schlief gar süßen Schlaf
Einst Adam, als er Even traf:
Zum Ueberfluß in erster Nacht
Sind Feigenblätter angebracht.

Dieß Bette stand von Anbeginn
Bei Wieg' und Sarge mitten inn';
Der Greis am Ende seiner Bahn
Sieht's noch mit froher Wehmuth an;
Drum bete, daß du Schönheit einst
Und Treu' und Tugend hier vereinst!

Nun fragt nicht, Knaben, wohlgemuth!
Wo doch der Mensch am besten ruht?
Der Wiege Ruh genießt er nicht,
Das Grab macht allen Freuden Schicht;
Am Ende wünscht er nichts zurück,
Als seines Lebens Mittelstück.

Ihr fragt mich, wie ein Tischlermann
Solch Bett' so künstlich machen kann?
Der Tischler und der Bräut'gam, wißt,
Fährt wohl, wenn er gut sieht und mißt;

Und — wenn die Messung richtig war,
Ruht himmelsanft das treue Paar.

So war des alten Meisters Sang;
Die Knaben sagten frohen Dank,
Und sangen: „was kein Andrer kann,
„Das macht ein wackrer Tischlermann;
„Es leb ein jeder Tischlermann,
„Der singen, seh'n und messen kann!“

Rundgesang dem durch den Eisgang der Saale im Jahr 1799 verunglückten Landmann Hoffmann.

Von einigen Freunden gesungen, als er in seine neue Hütte einzog, und zugleich seinen Geburtstag feierte.

Da steht das Haus! Mit allen lieben Seinen
Umschließt es traulich unsern Freund;
Wer von uns muß nicht Freudenthränen weinen?
Seid, Thränen, ihm geweint!

Sei uns gegrüßt, du erster aller Tage,
Die unserm Freunde hier entfliehn,

Gegrüßt, gegrüßt mit frohem Herzensschlage!
Die Herzen glüh'n für ihn.

Du bist's ja auch, der einst sein Leben weckte,
Ja, lieber Tag! wir kennen dich.
Wie freuten doch, als ihn das Kißchen deckte,
Die guten Eltern sich!

Der sanfte Schlaf sank segnend auf ihn nieder,
Schloß ruhevoll des Kindesblick;
Und, wenn er floh, dann ruften süße Lieder
Der Mutter ihn zurück.

Jetzt steht er da in seiner Kinder Kreise
An Kopf und Herz ein Mann.
Ertöne, Lied! zu dieses Mannes Preise,
Der unser Herz gewann!

Ertöne laut! Wir feiern ja die Tugend,
Wenn du dem braven Manne tönst,
Zu einem Tage hoffnungsreicher Jugend
Den heut'gen Tag verschönst.

Das Haus sank hin, wo einst zum ersten Male
Er liebevoll sein Weib umschloß;
Sank hin, als jüngst die Weinumkränzte Saale
Den Thaustrom wild ergoß.

War's nicht genug, ihr ungezähmten Fluten?
Ihr war't schon seines Sohnes Grab,*)
Des Sohns, in dem so schöne Keime ruhten,
Ihr stürztet ihn hinab.

Wie bang ergoß dort, wo die Trümmer liegen,
In Thränen sich der Eltern Gram! —
Sie hofften schon, ihn an ihr Herz zu schmiegen,
Der Todesbote kam.

Ihr Saiten, schweigt! Der Hoffnung Farbenbogen
Lacht Segen unserm Freunde zu.
Fern wilde Wuth der Flammen und der Wogen!
Mit ihm der Tugend Ruh!

Ihr Becher klingt! Es strahle Gottes Sonne
Den schönsten Segen in dieß Haus!
Man trag' ihn einst, statt aller Erdenwonne,
Zur bessern Welt hinaus!

---

*) Hofmann in Kriechau, ein Bauer vollkommner und guter Art, verlor bei dem schrecklichen Eisgange 1799 sein Häuschen und kurz vorher seinen Sohn, einen schon ziemlich gebildeten Seminaristen in Weißenfels, durch die Fluten.

Der Frühling.

Sei mir gegrüßt, des Lebens und der Hoffnung
Heil'ge Jahrszeit! frohes Allerwachen
Der Natur! der Schöpfungen Gottes
Schöne Verjüngung!

Göttlicher! eile, wecke deine Blumen
Auf den grünenden Thälern! gib dem Haine
Seine traute Finsterniß; ihre Lauben
Liebenden wieder!

Aber, vor allem — laß den Geist des Friedens
Niedersäuseln! des Krieges Dämon weiche,
Bade nicht die Kinder des holden Mais in
Wellen des Blutes!

Ruhe geleite sanft den Tritt des Weisen,
Wenn er einsam dich feiert, und dein Zauber
Ihm mit mächtigen Ahndungen Gott und
Zukunft verkündigt!

Abendlied.

Des Tages Sterbestunde
Sinkt abermals herab,
Ein Lied von unserm Munde
Ertöne um sein Grab!
Sein Grab ist, nach der Gräber Art,
Ein Raum, wo Graus und Ruh' sich paart.

Willkommen sei die Stille,
Die jede Seel' erhebt,
In der der hohe Wille
Des Edeln dreifach lebt!
Gesegnet, wer im Dämmerlicht
Sein Herz befreit und Fesseln bricht!

Mit lockenden Geräuschen
Verführt das Herz der Tag;
Es läßt sich willig täuschen,
Und folgt dem Auge nach:
Bald winkt ihm Hespers goldne Hand;
Der Abend naht; sein Glück war Tand.

Im stolzen Sonnenstrahle
Verirrt der Blick sich leicht,
Wenn schäumende Pokale

Der Wolluſt Göttin reicht,
Und, von Sirenen eingewiegt,
Der gute Geiſt im Schlafe liegt.

In ſchützendes Gefieder
Schließt uns die Finſterniß;
Der Abend giebt uns wieder,
Was uns der Tag entriß,
Wenn unſrer Bruſt, von Gram erfüllt,
Der Seufzerſtrom der Reu' entquillt.

Jetzt ſinken alle Schleier
Des Daſeins und des Glücks;
Der Wahrheit huldigt treuer
Der Sohn des Augenblicks;
Und Demuth, ohne Lohn und Kranz,
Verdunkelt ſtolzer Thaten Glanz.

Des Haſſes wilde Flamme
Verlöſcht ein Bruderkuß;
Daß ſie das Herz verdamme,
Sagt ſtill ein Genius.
O wehte doch des Abends Ruh
Verſöhnung allen Feinden zu!

Dort tönt in öder Hütte
Des Elends Seufzerlaut,
In dieſer Leiden Mitte

Nur Gott, uns nicht vertraut.
Beglückter Freund der Dämmerung,
Reich' ihm des Trostes Schlummertrunk!

Schon winkt aus weiten Fernen
Manch heil'ges Licht herab;
Bald kränzt ein Heer von Sternen
Dich, Erde, unser Grab.
Heil dem, der vor dir nicht erschrickt,
Du, Grab, wenn er gen Himmel blickt!

Mit andachtvollem Gruße
Begrüßt das Sternenheer!
Zu göttlichem Entschlusse
Weck' uns dieß Weltenmeer!
Verzage nicht, du Kind der Zeit,
Und wirke für die Ewigkeit!

Die Sterne Gottes wallen
In schöner Sphärenbahn;
Doch Sterne können fallen,
Wenn ihnen Sterne nah'n.
Den freien Geist vernichtet nichts,
Er schwingt sich auf zum Quell des Lichts.

Nun schwebe, schwebe näher,
Im Sterngewande, Nacht!
Der Zukunft sel'gen Seher

Verlangt nach deiner Pracht.
Er staunt in jenen ew'gen Raum,
Und Tod wird ihm ein Morgentraum.

Euch alle, schöne Welten!
Durchfliegt er selig einst.
Dort wird dir Gott vergelten,
Der du hier schuldlos weinst.
Gieb deinen Gram dem Strom der Zeit,
Und hoff' auf die Unendlichkeit!

Schaut auf zu jener Lichter
Erhabnen Harmonie!
Schließt eure Kreise dichter
Zur Lieb' und Sympathie;
Schwört euch im letzten Abendschein,
Der Menschheit ewig werth zu sein!

Die Hoffnung.

Schöne Himmelsgestalt, treue Begleiterin
Durch Gefilde der Nacht, welche kein Stern erhellt,
Holde Freundin des Jünglings!
Trost des Greises am Rand der Gruft!

Freundlich flogst du mir zu, als in der Dämmerung
Meines Lebens mich schon grausam das Schicksal schlug,
Mit den Stürmen der Erde
Der verlassene Knabe rang.

Wenn du, Göttin, erschienst, wallte mir Ruhgefühl
In das bebende Herz; schwieg mir des Sturmes Wuth;
Am umnachteten Himmel
Lösten freundlich die Wolken sich.

Deinen Trauten entschlüpft immer ein Seufzer mehr,
Ihre eherne Brust kennet den Schauder nicht,
Auf den Wogen des Meeres
Wandelt muthig dein Liebling fort.

Mir auch schwindest du nie, lächelst den Segensgruß
Mir im Morgenroth zu, lächelst im Graun der Nacht
Meinen Blicken entgegen,
Wenn mich Schlummer und Träume flieh'n.

Traurig wandelt' ich einst unter den Blüthen hin,
Die der freundliche Lenz jugendlich aufgeweckt,
Meine Thräne benetzte
Manches Veilchen der jungen Flur.

„Seid ihr wieder erwacht? rief ich den Blumen zu:
„Vom befruchtenden Strahl wieder hervorgelockt?
„Ich, ihr Kinder des Frühlings,
„Falle bald und erwache nie.“

Schwärmend sank ich, und barg weinend mein sinkend Haupt
In dem Blüthengeweb', siehe, da weckte mich
Eine himmlische Stimme,
Und ich sahe die Lichtgestalt.

Zaubrisch blüthen um sie schlummernde Rosen auf,
Und die Himmlische brach schweigend die lieblichste,
Gab sie schweigend und lächelnd
Ihrem Trauernden, und verschwand.

Freudig wandelt' ich fort, während die Sonne sank,
Zum Gefilde der Ruh', welches die Todten deckt,
Um die Gräber schon Dämm'rung,
Graun und Schweigen des langen Schlafs;

„Weilst du, Hoffnung, auch hier? oder umschwebst du nur
„Junge Rosen der Flur? Himmlische, hast du mir
„Unter Rosen gelächelt,
„O so lächle mir hier auch Trost!“

Sieh, da breitete sich sanfte Beleuchtung aus,
Vor mir stand sie so schön, als ich sie nimmer sah,
Feuerblicke voll Zukunft
Strahlten über die Gräber hin.

So erscheine mir stets, rief ich dem Engel zu:
Schöne Himmelsgestalt, so mir am Rand der Gruft! —
Da enteilte sie lächelnd,
Und die sanfte Beleuchtung schwand.

Die Verläumdung.

Bleiche Schreckengestalt, die du mit Hohngekrächz
Und mit Schlangengezisch lauschend im Dunkeln schleichst,
Ew'ge Feindin der Wahrheit,
Und des leuchtenden Sonnenstrahls,

Kehrst du nimmer zurück, Tochter des Erebus,
In dein Muttergefild? Hast du noch nicht genug
Deines giftigen Odems
Um die Kränze des Ruhms verhaucht?

Deiner Fittige Spiel, gaukelt es ewig denn
Auf der Unschuld Gewand Flecken und Dämmerung?
Scheucht dich nimmer die Sonne
In den Abgrund der Nacht zurück? —

Nein, Unholdin, du weilst herrschend im Erdenrund,
Denn es lieben dich ja, feiern in Tempeln dich
Myriaden der Menschen
Mit Gesängen und Opferduft.

Ha! dein Schlangengezisch tönet der schwarzen Zunft
Süß wie Nachtigallied, freudig wie Becherklang,
Höher schlagen die Herzen,
Wenn dein hölliſches Lied ertönt. —

Bleiche Schreckengestalt, wisse, nur Ohnmacht bebt
Zitternd vor dir zurück; wer in geweihter Brust
Stärk' und Weisheit vereinet,
Fürchtet dich und die Deinen nicht.

Dreifach fühlt er sich groß, wenn dein Gezisch ertönt,
Fühlt den Adel in sich, welchen die Welt nicht kennt,
Flügel stiller Begeisterung
Heben mächtig sein Herz empor.

Welkt sein irdischer Kranz, niedergeweht von dir
Mit vergiftendem Hauch; darum seufzet er nicht,
Denn er buhlte um Kränze
Von verblühenden Rosen nie.

Seine Krone erreicht nimmer dein giftiger Hauch
Und dein Schlangengezisch störet den Richter nicht,
Der auf heiliger Wage
Einst die Thaten der Menschen wägt.

Täglicher Zuruf.

Ehre die Menschheit! Ob auch alle Menschen
Ihrer Würde vergäßen, und ob nirgends
Menschen Menschen wären in schönen Thaten,
Ehre die Menschheit!

Die Natur.

Ob in fliegenden Reihn Freude dein Loblied jauchzt,
Oder bebend vor Furcht jedes Geschöpf dir schweigt,
In den Gluthen der Blitze
Und der Feier des jungen Mai's,

Tochter Gottes, Natur, immer ist schön dein Schmuck;
Wenn der schimmernde Tag über den Fluren ruht,
Oder täuschendes Mondlicht
Durch den Schleier der Nächte spielt;

An den Schatten der Gruft fühlt's mit Begeisterung
Noch der bebende Greis; träumend im Mutterschooß
Fühlt's der lächelnde Säugling,
Der mit Blumen des Frühlings spielt;

Doch nur wenige lockt ihres Gewandes Reiz
Näher hin zu ihr selbst; staunend nur stehn sie fern,
Und erfreuen der Rosen
Und des blendenden Purpurs sich.

Heil dem Weisen! Nur ihm schimmert sie nicht umsonst
All die blühende Pracht; Bande der Liebe ziehn
Sanft ihn näher der Göttin
Voll von himmlischen Hoffnungen;

Anfangs lispelt sie leis', aber sein Ohr vernimmt
Selbst ihr leisestes Wort; lauter und lauter tönt
Dann die Stimme der Göttin
In des glühenden Hörers Herz;

Und vom schaffenden Geist, den kein Gedanke
faßt,
Hört er, heiligen Grauns, hohe Geheimnisse,
Und sie sinkt mit ihm nieder,
Sinkt und betet den Vater an.

Tochter Gottes, Natur! Siehe! der Jünglinge
Jüngst noch schüchterner Blick schauet nun froh
umher
Und mit muthigem Tritte
Gehn wir weiter den Pfad zu dir;

Denn erleuchteten Blicks wandelt nun vor uns her
Dein geweihtester Freund; glühenden Angesichts
Gab des Vaterlands Schutzgeist
Ihn zum Führer den Harrenden;

Jauchzt denn Jüngling und Greis, wenn auf
des Vaterlands
Oft entheiligten Thron endlich ein Mensch sich
schwingt,
Und vergöttert die Thaten,
Die am Bürger man nicht bestaunt;

O so schwinge des Lieds brausender Flug auch uns
Auf zur schwindelnden Höh' froher Entzückungen,
Daß er höre das Jauchzen
Unsers Vaterlands Genius!

Auf der Könige Wink krümmen sich Tausende,
Myriaden entzückt flammend zum Mord ihr Blick,
Und mit Schätzeu von Peru
Spielt die Laune der mächt'gen Hand;

Auf des Weisen Gebot sinkt der Natur Gewand,
In das Dunkel der Nacht schimmert sein Auge Licht,
Und die Schätze der Allmacht
Thun beschworen von ihm sich auf.

Um des irdischen Gottes köstlichen Marmorsarg
Breitet Finsterniß sich, dicht wie Aegyptens Nacht;
In unsterblichen Seelen
Lebt unsterblich der Weise fort.

An den Gott des Schlafs.

Endlich müde deiner blinden Launen,
Muß ich, stummer Gott, in's Ohr dir raunen,
Daß dein Walten keinem Gotte ziemt;
Muß für diesen Rest von Lebenstagen,
Heil'ger Gaukler, mich mit dir vertragen;
Höre meinen Sang und zürne nicht!

Ich gesteh' es, Angesichts der Rotte
Deiner Neider, keinem andern Gotte
Weichst an Majestät und Würde du;
Ruh und Tröstung ist in deinen Händen.
Und dein Scepter reicht bis zu den Enden
Dieser Welt, wo ew'ger Schlummer thront;

Wolltest du auf Erden alles gleichen,
Jeder dumpfe Mißlaut würde weichen,
Der das Saitenspiel der Wesen stört;
Mildern könntest du des Elends Ketten
Und das Laster von dem Abgrund retten,
Dem's im Taumel blind entgegen rast.

Aber, wie das Glück mit seinen Schätzen,
Wie mit Würden die gekrönten Götzen,
Spielest du mit deiner Balsamruh;
Wer mag's ohne tiefe Trauer denken,
Wie du bübisch tändelst mit Geschenken,
Die zu spenden dir der Vater gab?

Wenn der Schwelger, der des Lebens Blüthe
Grausam bricht, vom Wollustrausche müde,
Nach dem Lager sinnlos taumelnd wankt,
Und erschöpft von zehrenden Genüssen,
Leises Odems auf dem Schwanenküssen
Neue Kraft zum Schwelgen von dir fleht;

Ha! dann kömmst du, feiler Gott, vom Himmel,
Und der Wollustträume Luftgewimmel
Flattert lächelnd deinem Fluge nach;
Schlummer hauchst du zu des Mannes Haupte,
Der dem Mädchen seinen Schlummer raubte,
Und dem Jüngling seine Träume stahl;

Ueppig wachsen nun die wilden Kräfte
Zu der Wollust frevelndem Geschäfte,
Wie im Treibehaus der junge Baum,
Und am Morgen, ach so sanft gekitzelt
Von den jungen Kräften, ha da witzelt
Seine Seele Gott und Tugend hin.

Und dem Manne, der beim Lebensmahle
Ewig vor sich nur die leere Schale
Und den Becher — leer für Thränen — sieht;
Der mit stummer Sprache banger Blicke
Von dem stummen schweigenden Geschicke
Lindrung oder doch Vollendung fleht,

O dem Manne sollt'st du niederschweben,
Daß entschlummert von dem bittern Leben
Er ein Weilchen, wie im Grabe ruh',
Daß es ihm im süßen Traume dünke,
Als ob ihm der milde Retter winke!
Und den Edlen — ach verschmähst du doch!

Aber jenen Harpax, der bei seinen vollen
Kästen darbt, und die gepreßten Rollen
Schweißbetrieft mit ehernen Händen hält,
Der, wie all verarmt durch Fluth und Feuer,
Klage winselt um den Kupferdreier,
Den er, Gott zu Lieb', am Altar gab, —

Ja, den labst du mit Entzückungsträumen,
Daß gelüstend seine Lippen schäumen,
Und er laut ein dreifach: Eia! ruft;
Froh erwacht er, stolzer Hoffnung trunken,
Und des Seelenadels letzte Funken
Glimmen im erstarrten Herzen hin. —

Recht und Gnade, fleh' ich, laß mir werden,
Bis dein letzter Traum in bessre Erden
Ueber diese Flitterwelt mich schwingt!
Meines Lebens Spiegel sei mein Schlummer,
Jetzt voll Wonne, jetzt voll Angst und Kummer,
Meines Wachens Lohnung sei mein Traum!

Säumt' am Tag' ich heil'ge Menschenpflichten
Gegen Gott und Brüder zu entrichten,
Vom Getös der leichten Welt betäubt,
Blickt' ich nicht mit feurigem Gefühle
Und mit Thatendurste hin zum Ziele,
Das der Schöpfer meinem Dasein gab;

Laß dann lang umsonst mich deiner harren,
Lang vergebens meine Blicke starren
Auf zum fernen Himmel, wo du wohnst;
Und dann endlich nach der langen Wache
Laß in Schlummer sinken meine schwache
Seele, — aber, Gott! ich fleh noch mehr:

Laß mich schreckenvolle Bilder schauen,
Oft erwachen wild in Furcht und Grauen,
Wieder schlummern und sie wieder schaun!
Zeige mir den schrecklichen Vernichter
Meines Lebens und den ernsten Richter,
Der die Thaten meiner Seele wägt!

Mußt am Tag' oft ohne mein Verschulden
Meine Seele bittre Schmach erdulden
Durch verworfner Menschen Bubenspiel,
Hatt' ich's tiefen bangen Sinns empfunden,
Daß Vergifter unsrer Lebensstunden
Außer uns nur unsre Brüder sind;

Wiege dann mich Gott in sanften Schlummer,
Daß ich frei sei von dem schweren Kummer
Wenigstens die lange Nacht hindurch!
Laß im Traum mich gute Menschen sehen,
Die so öfters meine Augen spähen,
Ach umsonst, umsonst auf weiter Welt!

Hauche dann mit deines Odems Milde
Sanftmuth und Geduld ins racherfüllte
Herz, und lehre göttlich mich verzeihn,
Daß erhaben über seine Streiche
Meinem Feind ich gern die Rechte reiche,
Und ihm sage, Mensch, ich zürne nicht.

Blickt ich lüstern nach der Wollust Becher,
Hielt mich schon der Tugend Spannkraft schwächer,
Kämpfend mit dem Rosse Leidenschaft;
Faßt ich zitternd ihrer Blicke Funken,
Von des Busens Wellenschlage trunken,
Und den Lautentönen ihres Munds;

Zeige dann im nächtlichen Gesichte,
Mir das Mädchen, das im Morgenlichte
Oft so blühend vor mein Lager tritt,
Das zum Bunde für die Ewigkeiten —
Muthig lächelnd in den Strom der Zeiten —
Mir die sanften Rosenhände beut!

Daß mich ihre stille Thräne strafe
Für den Keim der Sünde, und im Schlafe
Röthe über meine Wangen zieh,
Daß getäuscht ich ihre Hände fasse,
Und mit Dank die Fliehende verlasse,
Bis am Altar ich sie wieder seh!

Flog ich rasch die rauhe Bahn der Tugend,
Trotz dem Flattersinn der leichten Jugend,
Und den Reizungen der losen Welt;
Trug ich willig meiner Brüder Bürden,
War ich Freund und Führer der Verirrten
Aus des Lasters ew'gem Labyrinth;

Lohne du mich dann mit süßem Frieden,
Zeige mir den Kranz aus Edens Blüthen,
Den ein Engel mir am Throne wand,
Laß mich athmen in des Himmelslüften,
Wo umweht von ew'ger Lenze Düften,
Sanfter Ruhe sanft Vergessen schwebt!

Wirst du so mich, stummer Gott! erhören,
O so hoff' ich freier, in den Chören
Der gestorbnen Edeln auch zu sein;
Pflücke dann aus der Verklärten Krone,
Drei der schönsten Rosen dir zum Lohne,
Netze mit des Himmels Thränen dich.

Der Bund des Gefühls.

Den ferne, Gott der Liebe, von meinem Pfad,
Deß Herz nur träg im frostigen Busen bebt,
Dem nur Gefühle, matt wie Thauluft,
Aus der umnebelten Seele schleichen.

Er sei mein Freund nicht; denn das Unsterblichste
Gilt ihm für Thorheit, edler Empfindung Drang
Und der Begeistrung Wollustthränen
Höhnet mit Frevel sein Spottgelächter.

Der sei mein Bruder, welchem ein fühlend Herz
Für Wonn' und Kummer feurig im Busen schlägt,
Den in den Höhen der Empfindung
Schwindel nicht fassen, nicht Sonnen blenden.

Der zu den Scenen hoher Begeisterung
Mit Pilgers Andacht wallet, und hochentzückt
An der Natur geweihtem Altar
Himmlischer Weisheit und Schönheit opfert.

Er sei mein Bruder! Denn das Unsterblichste
Ist ihm kein Räthsel, keine Begeistrung Tand;
Ihm will ich andachtsvoll erglühend
Bieten die Rechte zum trauten Handschlag.

Und tief im Haine, wo uns die Einsamkeit
Vor dem Getös der taumelnden Welt beschirmt,
Dort unter hundertjär'gen Eichen
Will ich ihm schwören den Schwur der Treue.

Der deutschen Vorwelt heiliges Gesicht wird dann
Uns fernher dämmern; Schauer der Gottheit wird
Uns leis umflattern, und die Wipfel
Werden sich neigen mit lindem Lispel.

Die Geduld.

Flieh mir von der schwachen Seite nimmer,
Sanfter Engel, bis in Staub und Trümmer
Dieses irdene Gebäu zerfällt;
Troste mich mit deinen milden Blicken,
Mit dem Friedenskuß und Händedrücken,
Wenn der Harm das Leben mir vergällt!

Flohst ja nimmer von des Wandrers Seite,
Wenn in mitternächtlich dunkelm Kleide
Ein Gewitter seine Schläf' umzog.
Muthig schwang dann zu der Wolken Schwärze
Himmelauf sein Arm der Hoffnung Kerze,
Wenn der Sturm die Eichen um ihn bog.

Brach zuweilen, wenn zu lang ich irrte
Ohne Tröstung, von der Leiden Bürde
Ach die schwache Menschenseele mir,
Huben Unmuthsseufzer sich, entquollen
Bittre Thränen meinen kummervollen
Augen, trostlos weggekehrt von dir,

Dann entlispelten die freundlichlinde
Worte, gleich dem Frühlingsabendwinde,

Der die mattgesengte Blume kühlt,
Tröstung drang von deinen Händedrücken,
Ruh aus deinen silberhellen Blicken
In dieß Herz, von Harme wild durchwühlt.

„Gib mir, Dulder, deine welke Rechte,
Sprachst du: — Im Gewand der Nächte
Spricht verborgen Gott mit dir;
Winkt er; ha! mit rascher Wetterschnelle
Bricht durchs Dunkel frohe Sonnenhelle;
Sei ein Mann, und folge mir!“

Sanfter Engel, meine Bahn geht weiter,
Und noch manche Stufe hat die Leiter,
Die mich auf zum fernen Ziele trägt,
Noch auf manchen dornumschlungnen Sprossen
Wird vom Wandrer Blut und Schweiß vergossen,
Bis des Lebens Vesperglocke schlägt.

Wenn vom Klimmen mir die Füß ermüden,
Und voll Sehnsucht hin nach Grab und Frieden
Ich mit thränennassen Blicken seh;
Flüstre dann mir deine Himmelsworte,
Sanfter Engel, daß dem fernen Porte
Muthig harrend ich entgegen geh!

Die Stille.

Wiege mich ein, du Mutter süßen Trostes,
Gib mir Friede, du traulich sanfte Stille!
Laß beim Ruhgesäusel der jungen Zweige
Sanft mich entschlummern!

Geister des Unmuths düstern mir den Schauplatz
Meines Lebens, und wilde Bluteswogen
Stürmen feindlich Glauben und Hoffnung aus dem
Zitternden Herzen.

Wiege mich denn dein sanftes Ruhgesäusel,
Wie ein mütterlich Lied in Balsamschlummer,
Daß ich schauernd koste des schönern Lebens
Erste Gefühle!

Die Frühlingsnacht.

Lieblich wehte mir sonst, schweigende Nacht, dein Hauch,
Wenn von Wölkchen umwallt freundlich der holde Mond
Seinen goldenen Schimmer
Auf die Blüthen des Frühlings goß.

Labend hauchten der Nacht flüsternde Winde mir,
Und die Zweige des Baums nickten mir Friede zu,
Und der Nachtigall Stimme
Wiegt' in träumende Wollust mich.

Die Vernunft.

An Cäsar.

Des Trugs Enthüller, Hasser des blinden Wahns!
Sprich, warum säumt des Lichtes ersehnter Tag?
Muß die Vernunft, der Geister Sonne,
Ewig durch nächtliche Wolken schimmern?

Wer mag sie denken, daß des Entzückens Schwung
Ihn nicht entreiße, heiliger Liebe Glut
Im andachtsvollen Busen flamme,
Und eine Thräne der Inbrunst rinne?

Gab sie zum Leitstern einsamen Wallern nicht
Der Weltenvater? Sollte des Irrlichts Spiel
Sie nicht verdunkeln, jedes Trugbild
Wandelnder Schatten vom Pfade scheuchen?

Mit sanftem Strahl nicht Ahndung des Ewigen
Im Menschengeiste wecken; der Zukunft Nacht
In Morgen wandeln, und der Seele
Schweifende Kräfte harmonisch leiten? —

Warum verbirgt der Königin Strahlenhaupt
Ein düstrer Schleier? Wird sie der Erde nie
In vollen reinem Glanze leuchten,
Wecken dem schlummernden Geisterfrühling? —

Ihn ruft umsonst in grausender Mitternacht
Des Weisen Seufzer, Schwermuth umdüstert ihn —
Kaum daß der Sterne Harmonieen
Ihn aus den Irren des Zweifels retten.

Sein Blick durchschweift entschlafne Jahrhunderte;
Er sieht und schaudert. Schaaren von Träumenden
Empören zu Gigantenstürmen
Wider die Sonne des Geists den Erdkreis;

Der Pfeile Schwarm verdunkelt den matten Glanz,
Der durch der Wolke nächtlichen Flor noch bricht;
Nur Wen'ge wagens, in den Schatten
Männlich zu fechten, und sinken glorreich;

Von der Erschlagnen strömendem Blut dampft
Die heilge Erde; Aechzen der Sterbenden
Wallt mit der Gottgeweihten Priester
Jubelgesängen empor zum Himmel. — —

Des Trugs Enthüller, Hasser des blinden Wahns!
Dies Bild hat immer den Schlummer dir weggescheucht,
Und deine Thräne um die Menschheit
Sahen der Mitternacht Sterne fließen!

Doch sahst du hier auch tief in der Finsterniß
Des Ew'gen Finger, beteteſt ſchaudernd an,
Und Hoffnung ſonnevoller Tage
Scheuchte die Schatten der alten Schwermuth.

Laß ihrer ſtill uns harren! Der Rieſenkampf
Der Elemente leitet zur Harmonie,
Und nur nach wilder Stürme Ringen
Nahet der ſegnende Geiſterfrühling!

Gebet um den Weinſtock.

Wehe linder, Sturm aus Norden, linder!
Denn des Kummers und der Freude Kinder
Zittern um des Weinſtocks Leben ſchon.
Wüthe lieber in des Thales Mooſe!
Tödt' im Schlummer Veilchen oder Roſe!
Nur den holden Weinſtock tödte nicht!

Sieh! in dieſer kleinen Ranken Herzen
Ruht ein Schatz von Freuden und von Scherzen,
Ruhet Balſam für Melancholie;
Ach! du mordeſt mit den kleinen Reben
Tauſend wonnevoller Stunden Leben,
Unſrer Jugend raubſt du Tanz und Spiel.

Ruhe noch ein halbes Duzend Monde,
Und dem Gotte, der der Rebe schonte,
Feiern wir ein lautes, frohes Fest.
Magst du dann den nackten Berg umschwärmen,
Um des kleinen Hauses Fenster lärmen,
Und die Wetterfahne wüthend drehn.

Dir zu Ehren in dem lauten Saale
Kreisen dann die schäumenden Pokale,
Voll von jungem, flammenreichem Most;
Selbst der tapferste bewährter Zecher
Taumelt und erliegt der Kraft der Becher,
Die er muthig dir zum Opfer trank.

Der Knabentanz auf dem Kirchhofe.

Fröhlich, Knaben, hüpft und springt
Um die moos'gen Grüfte!
Wirbelt euren Reihn und singt
In die stillen Lüfte!
Schwingt bekränzte Hüt' empor!
Tanzt, und tönt ein Jubelchor!

Lieblich weht der Abendwind,
Spielt in euren Locken,
Bringt euch Düfte süß und lind
Aus des Frühlings Glocken;
Bräutlich glänzt euch diese Flur,
Tanzt und feiert die Natur!

Ha, genießt die schöne Frist
Ungeschreckter Freude!
Weil ihr nichts von morgen wißt,
Lebt und freut euch heute!
Ach! bald wißt ihr, was ihr seid,
All dem Tod wie wir geweiht. — —

Horcht, was klingt so dumpf und hohl,
Schätze ruhn da drunten;
Knaben, Knaben schirmt euch wohl,
Vor den Feuerhunden!
Reißt der Höhlen keine auf!
Zauberflüche ruhen drauf. — —

Nein, ihr Knaben, zittert nicht,
Doppelt eure Sätze!
Wenn auch dieser Boden bricht,
'S ruhn da sichre Schätze,
Beine längst zu Staub gedorrt,
Tanzt ihr Knaben, tanzt nur fort!

Wisset, wen das Grab bedeckt,
Dem ist Ruh beschieden,
Der schläft, nimmer aufgeschreckt,
Ew'ge Nacht im Frieden.
Tanzt nur, tanzt im Dämmrungslicht!
Diese Schlummrer stört ihr nicht.

Ha, da schweben um euch schon
Grauen Staubes Wogen!
Von der trauten Mutter, Sohn,
Kommt hier Staub geflogen!
Bruder, 's naht ein Wölkchen sich,
Schwesterasche spielt um dich! — —

Schreckt die dumpfe Moderluft
Nicht die frischen Glieder?
Weht doch nur Verwesungsduft
Um euch hin und wieder;
Sagt euch nicht ein stiller Graus:
Hier ist Sein und Leben aus?

Nein, kein banges Vorgefühl
Seufzt in eure Lieder,
In das frohe Tanzgewühl
Fällt kein Thränlein nieder,
Nur der Jüngling ächzt euch zu,
Weint ob der zerstörten Ruh. —

Frohe Tänzer, einst war ich
Auch ein leichter Knabe,
Flog, wie ihr so jugendlich
Auch von Grab zu Grabe,
Meiner Wonnelieder Schall
Tönte rück der Kirchhofwall.

Weh, die Blüthezeit ist hin,
Hin der goldne Friede;
Schwermuth trübt des Jünglingssinn,
Seufzt in jedem Liede,
Und die schwarze Fantasie
Weicht von Tod und Gräbern nie.

Ha! Mich dünkt, er schwebt schon her
Mir der Gott der Trauer;
Blut, was rollst du bang und schwer?
Weg ihr Todesschauer!
Fliehe, Fuß, von dieser Flur!
Hier ist schreckliche Natur.

Die Freiheit des Menschen.

Ha, so wär's denn? Sklaven einer Kette,
Vom Polypen in des Stromes Bette
Bis zum frei'sten Denker, wären wir?
All' geschmiedet in die Eisenringe,
Seit die Zeit die nimmer müde Schwinge
Ueber Gottes junge Erd erhob?

Ja, die Hülle sinkt vor meinem Blicke;
Vor mir liegt die Kette der Geschicke,
Eine schreckliche Unendlichkeit;
Wie vom Blitz geknickt des Baumes Wipfel,
Sinkt mein Stolz von seiner Höhe Gipfel
Hin zum Staub', in dem der Wurm sich krümmt. —

Nichts denn mein von meines Lebens Thaten?
Mein kein Tritt von dieser Reise Pfaden?
Und kein Trieb des Herzens also mein?
Mehr ich nicht, denn eine stumme Pflanze,
Die dem Schnitter zu dem Erntekranze
Unbewußt die schöne Blüthe beut?

Bubenthorheit meiner blinden Jugend,
Wenn ich brennend dürstete nach Tugend
Und nach großer heißer Sympathie!
Wenn entflammt von schärm'rischem Verlangen,
Seine Erde liebend zu empfangen,
Feurig dieses Herz im Busen schlug!

Knabentraum, wenn dieser Hütt' entronnen
Ich im Geiste schon zu fernen Sonnen
Meinen schönen Siegesflug begann!
Wenn ich dann mit friedlichem Gewissen,
Rein genug, die Gottheit zu begrüßen,
Hohen Muths zum Throne wandelte!

So verzeih denn dem gestürzten Gotte,
Schwester Milbe, der mit bitterm Spotte
Einst von seinem Throne zu dir sah!
Zürne nicht dem Bruder, kleine Mücke,
Daß er einst mit der Verachtung Blicke
Dich um seine Schläfe tanzen sah!

Nicht mehr will ich deinen Schatten hassen,
Mann, von dem die gier'gen Raben prassen,
Rings gelagert um das grause Rad;
Trieb dich doch der Räderschwung der Dinge,
Riß dich doch in deinem Eisenringe,
Armer, eine fremde Laune fort,

Zittert, Frevler, nicht vor eurem Lohne!
Wandelt freien Blicks zu Gottes Throne,
Mit des Edlen Schatten einen Pfad!
Tretet vor ihn, alle seine Puppen,
Und gesellt euch, wunderbare Gruppen,
Horia und Adelfe Leopold!

Und so reiche denn nach ew'gem Zürnen,
Lieblichste von Gottes schönsten Dirnen,
Du dem Laster, Tugend, deine Hand!
Laß, Religion, die nicht'ge Grille,
Komm und trau in eines Tempels Stille
Ohne Weigern das versöhnte Paar.

Fahre wohl, du labender Gedanke,
Der, wie ihren Stab die junge Ranke,
Meine Seele fest und treu umschlang!
Hingebleicht ist deine schöne Blüthe,
Die so jugendlich gen Himmel glühte,
All dein Reiz ist hin, Unsterblichkeit!

Ew'ges Dasein, nimmer los vom Zwange,
Stets gequält vom regen Freiheitsdrange
Und Gefühle seiner Thatenkraft;
O Entsetzen! Ewigkeit in Ketten!
Ha, Vernichtung, du nur kannst mich retten
Von der glänzenden Sklaverei.

Wer erstaunt noch ob der schönen Erde?
Nur ein Uhrwerk schlug das mächt'ge: Werde!
Aus dem todten Weltenstoff hervor.
Starre Puppen ziehen seine Bande,
Wo er hinwinkt. Weltenbilder, Schande!
Kettenzwang ist deine Harmonie.

Und doch, horch! des Elends grause Stimmen!
Sieh die Myriaden, die sich krümmen
Unter ihrer Schmerzen ew'ger Qual;
Tausend schwelgen bei des Lebens Mahlen;
Tausend, Tausend flehn bei leeren Schalen
Um den Retter in die Rasengruft. — —

Denkerin, halt ein! die Glieder beben
Deinem Schüler; Schrecken Gottes schweben
Fürchterlich um deine Wohnung her;
Halt, Verwegne! deine Worte Dolche!
Lästre Gott nicht! Denkerin, ich folge
Nimmer dir auf diesem Frevelpfad.

Nein, nicht also; los vom blinden Wahne
Seh' ich, Freiheit, deine stolze Fahne,
Vor der Menschheit großem Tempel wehn.
Heil! Gerettet aus des Truges Irren
Hör' ich um mich keine Ketten klirren,
Rufe siegend! Seele, du bist frei!

Wie aus schreckenvollem Nachtgesichte
Aufgelockt vom sanften Morgenlichte,
Sieht mein Auge heiter um sich her;
Sei gegrüßt mir, Welt, in deiner Schöne!
Sei gegrüßt mir wieder, freier Söhne,
Freier Töchter Vater, nicht Tyrann!

Mußten Ketten deine Plane halten,
O, so konnt'st du leichter dir aus kalten
Felsen deine Menschenwesen hau'n;
Gottheit brauchte nicht in uns zu lodern,
Eine Weile dasein, dann vermodern,
War des seelenlosen Menschen Ziel.

Lenk' am Seil mechanisch todte Puppen!
Und sie kämpfen — wunderkühne Truppen! —
Wie Leonidas für's Vaterland.
Leite sie an feingeschlungnen Ketten
In des Stromes Höhe, und sie retten
Muthig, wie der deutsche Leopold.

Aber nein; im größten aller Staaten,
Sollte jeder Bürger seiner Thaten
Schöpfer und Vollender selber sein;
Durch der Wiege tausendfache Krümmen
Sollten alle jenen Fels erklimmen,
Wo die Palme der Vollendung weht.

Jedem gab er Kraft zu seiner Reise,
Und zur Dauer auf dem rauhen Gleise,
Zeigt er ihm das ferne, große Ziel.
Zittre, Wandrer nicht vor einem Falle:
Dort am Ziele treffen sie sich alle,
Der Gefallne und der nimmer fiel.

Aber schändlich! Wer mit Schneckenschliche,
Trotz des innern Dranges Sporenstiche,
Die Vollendungspfade wandelte!
Schändlich! Die mit ihm den Pfad betraten,
Ruhten längst von ihrer Reise Pfaden,
Wenn er noch Aeonen träumend schleicht.

Heil! Verflogen sind um mich die Nächte,
All gerettet, Tugend, deine Rechte;
Deine Blüthe lebt, Unsterblichkeit!
Freiheit, meine Losung! keine Bande!
Rüstig, Waller, fort zum fernen Lande,
Wo Vollendung dein und Ruhe harrt!

Trennungsphantasie.

An Volkhard.

Eine Nacht ist's ohne Stern und Schimmer! —
Diese Trennung trennt auf immer,
Diesem Kusse folgt kein zweiter nach! —
Noch drei seufzervolle Augenblicke,
Und im Labyrinthe der Geschicke
Treffen nimmer diese Wandrer sich.

Nimmer! Nimmer! Miß in deinen Schranken,
Armer, den unendlichen Gedanken,
Miß dieß nimmer, armer banger Geist!
Steure durch die wüsten Ewigkeiten,
Und vielleicht im Kreise dieser Zeiten
Für das Wiedersehen kein Moment!

Blindes Glücksspiel, daß wir hier uns fanden,
Daß Empfindung mit bethränten Banden
Am Altar der Dichtkunst uns umwand!
Mocht ein Stäubchen anders niederfallen,
Stärker nur ein Abendlüftchen wallen,
Und ich kannte, sah dich ewig nicht!

Ha, wer bürgt mir für die ew'ge Ferne!
Bürgt ein Engel für den Sturz der Sterne,
Die so stolz durch ihre Kreise fliehn?
Sinkt ein Stern zum Glück der fernen Sonne,
Ha! vielleicht für eines Fremden Wonne
Wird auf ewig dieses Band zerstört.

Jammre dann beim Untergehn die Liebe,
Daß ein Sandkorn und der göttlichste der Triebe
Eins in dieser Wesenkette gilt;
Darum wird kein Staub sich nieder neigen,
Todtenstill wird alles um sie schweigen,
Stumm die Zeit nach ihrem Ziele fliehn:

Gräßlich prallt der Blick des Geists vom Grabe,
Und die Hoffnung, mit gesenktem Stabe,
Starrt und zaubert keine Bilder mehr;
Drunten liegt der Mensch zertrümmert;
Welche Kraft im Schooß der Erde kümmert,
Was dem Menschen vormals heilig war?

Und vielleicht ist alles dann verschwunden,
Jeder Schatten von genossnen Stunden,
Jede lockende Erinnerung,
Weggebadet in des Lethe Fluthen
Alle Bilder die im Geiste ruhten,
Hin der Vorzeit heil'ger Ueberrest.

Darf die Zeit so schändlich Geister plündern,
O, so neidet ihr Geschick den Sündern!
Weinet Mitleid um des Edlen Loos!
Jauchzend flieht der Mörder von den Schatten
Der Erwürgten, während treue Gatten
Freunde, Brüder die Verzweiflung faßt!

Schrecklich malst du Phantasie, die Ferne;
Leuchte, gleich des Morgens goldnem Sterne,
Hoffnung, in die Schatten dieser Nacht!
Weisheit, strahle deine milden Schimmer!
Wandle der Melancholie Gewimmer
In Entzückung hoher Zuversicht!

Die Zeit.

Woher, woher, du brausender Strom der Zeit
Mit deiner wilden tosenden Flut woher?
Aus welchem Quelle sprangst du einst mit
Rasendem Wüthen zur Erde nieder?

Wild schmettert an mein zitterndes scheues Ohr
Dein Wogensturz; — die ewige Seele bebt;
Und wo ich wandle, hör' ich immer
Immer das Tosen von deinem Sturze.

Der Frühlingslüfte lindes Gesäusel stirbt
Von dem Gebrauf'; ich sehe der Nachtigall
Gesängevolle Kehle zittern,
Aber mich fliehen die süßen Lieder.

„In meinen Schlünden modern Jahrhunderte;
„Brüllst du mit wildem schrecklichen Rauschen mir,
„Die ersten Pulse der Naturen
„Schlugen — da stürzt' ich vom Quelle nieder.

„Sieh! Zahlenlose Schaaren Gerippe schleift
„Mein Strom von dannen; Trümmer von Städten ruh'n
„In meinen Tiefen, und zerstörte
„Felsen und Berge der heil'gen Erde.

„An Gottes Sonnen schlag' ich die wilde Flut,
„Und sieh, ihr ew'ger blendender Glanz verlischt;
„Und ihre Sphären — gleich gefallnen
„Helden entstürzen sie matten Lebens." — —

Wohin, wohin du brausender Strom der Zeit
Mit deiner wilden reißenden Fluth, wohin?
Wann wird der Felsensturz von deinen
Rasenden Wogen sich einmal enden?

Ha! spotte stolzer brausender Strom du nicht!
Auch sie versiegt einst, deine gewalt'ge Fluth;
Dann wirst du nimmer Gottes Sonnen,
Nimmer die Felsen und Berge stürzen.

Welch ein Comet, mit schrecklichen Gluthen, rollt
Dir schon entgegen? Taumle zurück, o Strom!
Denn wisse: Ewigkeit heißt jener
Wilde Verzehrer von deinen Wogen.

Er senkt im Grimm den glühenden Feuerschweif,
Und es versiegt die ewige Fluth vor ihm;
Ich seh' den Schauplatz deiner Tiefen,
Schaaren von Trümmern und Moderbeinen.

Und Sieg! es leben alle Gerippe auf,
Die deines Meeres gieriger Schlund begrub,
Und über deinen trocknen Tiefen
Weht der Unsterblichkeit milder Athem.

Gefühl der Schönheit.

An Blümner.

Der kalten Denkkraft schleichender Gang vermag's
Nicht zu erreichen, aber, Empfindung, du,
Du feierst's mit der Glut der Wange,
Und mit dem schwärmenden Thränenblicke:

Daß hoher Schönheit himmlische Liebeskraft
Um Gottes Erde schwebt, und Erscheinungen
Aus Edens wollustreichen Fluren
Ueber des Staubes Gefilde zaubert.

Denn, da die Allmacht einst in der Zeit Beginn
Aus todter Ruh die Schaaren der Möglichkeit
Zum Dasein weckte, und umkörpert
Alle Gedanken des Ew'gen lebten,

Da hatte ihre Schwester, die Schönheit längst
Mit ihren Reizen jeglichen ausgeschmückt,
Denn sie schwebt immer um sie in den
Kreisenden Pfaden der Ewigkeiten.

In ihrer Bildung Liebreizen prangen nun
Geweihte Wesen, pranget der edle Stein
Mit seiner Blitze sanftem Spiele,
Pranget des Menschen beseeltes Antlitz.

Sanft leitet sie in schimmernden Wallungen
Des Baches Wogen, leitet ihn durch die Flur
In holder Windung, daß das Aug' in
Stummen Entzückungen mit ihm hin-
schwimmt.

Sie schuf des Thales prangendes Lenzgewand
Aus tausend Farben, stickte den edlen Schmuck
Dem stolzen Berge, der die reinern
Heiligern Lüfte des Himmels kostet.

Dem Haine flocht die schöne Belaubung sie,
Und weihte seine schwankenden Dämmrungen
Zur Ruhstatt für den Kummer, und zu
Labenden Grotte für heiße Liebe.

Mit hellem Grün umwand sie den schwarzen
Fels, —
Zum Bild des Lebens, welches den Tod um-
armt, —
Ließ über seine Schauergrotten
Fluthen in spielenden Farben stürzen.

Selbst was aus Trümmern modernder Wesen
dampft,
Läßt ihrer Bildung himmlische Form noch nicht;
Entflohen der Zerstörung schimmern
Ueber uns Gruppen geschmückter Dünste.—

All das zu schauen, und mit der vollen Kraft
Des trunknen Geists die hohen Erscheinungen
In sich zu fassen, und mit langem
Stummen Verweilen entzückt zu feiern,

Wer das vermag, den weihte der Schaffende
Mit Segensblick zu höheren Freuden ein,
Ihm dämmern schon auf niedrer Erde
Holde Gesichte aus schönern Welten.

Mit seines Sinns beflügeltem Blicke späht
Er täglich neue Reize der Schöpfung aus,
Wo tausend blind vorüberflattern,
Weilet voll Seele sein helles Auge.

Und mit dem Reiz der ewigen Bildnerin
So tief vertraut, durchwandelt sein lichter Blick
Auch all das Schöne, das der großen
Mutter die fühlende Kraft entlauschte.

Der Farben Leben und die Beseelungen
Des todten Felsen fordern zum Richter ihn,
Und jede Welle der Bewegung
Schlägt an die Saiten der schönen Seele.

Die Tonkunst reißt in stürmender Leidenschaft
Sprachlose Wirbel seinen entzücketen Geist,
Und ihre heiligsten Gefühle
Tönet ihm freundlich die hohe Dichtkunst.

Und sie, die mit unsterblicher Schöne Gott
Nach seinem Bilde schmückte, die lieblichste
Von seinen Töchtern, sie die Tugend
Zieht ihn mit Banden der Liebe an sich.

Ihn trifft der Mißlaut, welcher die Harmonie
Der Wesen störet, tief in sein weiches Herz,
Und wild aufschauernd sieht er bleiche
Wangen gemarterter Brüder welken.

Und wenn sein Loos zum Richter des Frevels ihn
Und zum Erretter sinkender Unschuld weiht;
Dann werden seine Red' und Thaten
Schön wie Gestalten des Himmels schimmern.

Freund! dem für jede Schönheit die bildende
Natur ein warmes fühlendes Herz verlieh,
Glanz wird umher dein Leben strahlen,
Friede dir tönen der inn're Richter.

Die Wollust.

Die du so wild den siegenden Feuerblick
Umher verstrahlst, Verlangen und Lockung auf
Die Wangen zauberst, und zu holden
Küssen den purpurnen Mund schon öffnest;

Wer bist du, Dirne! Mächtige Wallungen
Erbeben durch dein luftiges Florgewand,
Aufwogen deine wilden Adern,
Stürmisch erhebt sich dein Schwanenbusen;

Du bist die Wollust; Dirne, ich kenne dich
Am lüstern Blicke, der dir vom Auge zuckt,
Am Lächeln, das der Unschuld spottet,
Kenn' ich dich Dirne, und fliehe schaudernd.

Du saugst das Mark der blühenden Menschheit aus,
Von deinem Athem welken die Rosen hin,
Die schönsten Rosen, die Gott pflanzte,
Senken vom giftigen Hauch sich nieder.

Seht jenen Jüngling! Schön wie die Lilie
War unter seinen blühenden Brüdern er;
Wie Sonnenschimmer rein die Hülle,
Und wie ein Engel die edle Seele.

Aus grauer Ferne schien ihm die Lebenszeit
Hold wie ein Maitag; goldene Hoffnungen
Umhüpften seine wache Seele,
Tanzten im Traum um des Schläfers Lager.

Wo ist es nun, das liebliche Rosenroth
Der frohen Wange? Lippen, wo ist er hin,
Der sanfte Purpur, der euch malte?
Flamme des muthigen Blicks, wo bist du?

Ha, Todtenbleiche hüllet des Rosenroths
Verstörte Stätte; aschgrau, wie Todtenstaub
Sind jene Lippen; und der Augen
Muthige Blicke sind all' erloschen!

O, weilt doch bei ihm, Brüder! Ihr floht ja nicht,
Wenn er der Freundschaft schäumenden Kelch euch bot:
Nun, da er leert den Kelch des Todes;
Fliehet ihr treulos von seinem Lager?

Ja flieht und schaudert! Denn der Verwesung Duft
Umschwebt des armen Lebenden Glieder schon,
Und der entehrte Funke Gottes
Muß noch in faulender Hülle weilen.

Horch, Wollust, von den zitternden Lippen noch
Welch grauses Murmeln! Horch, wie die todte
Wand
Ihn wiedermurmelt deinen Hymnus
Von des Vergifteten dumpfer Stimme! —

Und wer ist jener, welchem am sanften Arm
Des schönsten Weibs die blühende Wange welkt,
Der von dem Kreise seiner Kinder
Ekelnd sich wendet und weint und seufzet?

Auch d e r ihr Opfer! Gatte, wer weint dir nicht?
Dort wanken kraftlos deine Geschöpfe hin:
Gott, welche Traumgestalten schlichen,
Armer, aus deinen entnervten Lenden!

Quält nun der Schatten elendes Dasein dich,
Das kaum ein Funken Seelengefühls erhebt?
Ha, peinigt dich ihr mattes Auge
Flimmernd aus welkenden, bleichen Wangen?

Wohl quält dich's Vater, wenn dich der Sonnenstrahl
Zum Anblick Gottes herrlicher Erde weckt;
Wohl quält dich's, wenn zu Traum und
Schlummer
Dämmernd der Abend den Edlen ladet!

Und einst noch, wenn der letzte der Abende
Von deinen Erdentagen vom Himmel sinkt,
Und dich auf deinem Sterbelager
Mächtig die Schauder des Todes fassen,

Dann wird der Schatten elenden Daseins noch
Den Vater quälen, quälen den Vater noch
Ihr mattes feuerloses Auge,
Flimmernd aus welkenden Todtenwangen.

Und vor ihm werden ferne Geschlechter stehn,
Kraftlosen Lebens, dämmernden Schatten gleich;
Und wehe! die Geschlechter werden
Fluchend sein brechendes Auge grüßen. —

O du im Himmel! Vater des Sonnenlichts,
Und auch des Stäubleins, welches im Strahl
sich wiegt!
Darf von des Elends grausen Bildern
Klagend die Seele zu dir sich wenden?

Stolz ragt in deinem irdischen Garten einst
Empor die Menschheit; öfters erschienst du ihr
In deinem Glanze; deine Engel
Schwebten auf Westen um ihre Zweige.

O, klagt sie, Engel! Weint, wenn ihr weinen
könnt,
Des Jammers Thränen! Sehet der stolze Baum
Glänzt euch nun nimmer; Zweig und Blätter
Dorren vom giftigen Hauche nieder.

Bald wird der Affe grinzend am Baume stehn
Und seiner spotten, brüstend das Meisterstück
Der Welt sich nennen — und Pygmäen
Werden die Fabel vom Menschen plaudern.

Das Schicksal.

Nach Mercier.

Welcher Koloß wiegt sich feierlich schwebend
Im Raum der Gestirne? —
Feuersäulen seine Arme,
Fürchterlich starr sein Blick,
Vor seinem Nahen
Zittern die Welten. —

Seine Stimm' ertönt,
Und im Innern
Schaudert die Natur, —
Und die Gräber bersten,
Und verschlingen die Lebenden, —

Und der Komet löst sein Flammenhaar,
Fluten von Feuer stürzen
Ueber den Erdkreis:
Und, gerüttelt aus ihrer Bahn,
Verlöscht die Sonne!
Und die Sterne sinken,
Oder irren wie Flüchtlinge
In der Wüste des Raums, —
Und der Tod mit den Flügeln der Nacht
Schweift umher und erndtet seine Opfer;
Besät sind die Wüsten
Und die Feuerstätten erloschner Sonnen
Mit gebleichtem Gebein. —

Siegend schwebt der Koloß
Ueber den Trümmern, —
Und es flammt von der Stirne
Fürchterlich mir entgegen
Sein Name: Schicksal.

Volkslied.

Auf den Tod des Kaiser Leopold II.

Sag' an, wem tönt so dumpf und bang
Der Todtenglocken Hall?
Wem wallt und wallt der Trauerklang
Von Thürmen überall?

Solch einem Manne tönte nie
Der Trauerglocken Harmonie;
Sags an, und miſche ſchauerlich,
Mein Lied, in das Geläute dich!

Jüngſt herrſcht' im heilgen deutſchen Reich
Ein Kaiſer Leopold,
Fürſt oder Bettler, war ihm gleich,
Dem Guten war er hold.
Für Bürgerfreud' und Bürgerſchmerz
War offen ſtets ſein Kaiſerherz;
Zu ſeinem Thron kam Jung und Alt
Im frohen Glauben hingewallt.

Er fand ſein Reich von blutgem Krieg
Geſenkt in große Noth:
Sein Herz das kannte ſchönern Sieg,
Als den durch Blut und Tod;
„Nur Friede, ſprach er: iſt Gewinn;
„Nimm, Selim, nimm dein Alles hin;
„Das Land mit Blut gedüngt ſei dein,
„Und meiner Bürger Herzen mein.“

Heim zog ſein Heer mit Siegesſchall
Zu ſüßer Heldenruh,
Da tönte Jubel überall
Und Dank dem Vater zu;

Da sank, verjüngt von Himmelsluft,
Die Mutter an des Sohnes Brust:
Der Braut die ganze Welt entschwand
Beim ersten Druck der Bräutgamshand.

Und da nun nirgends, nirgends mehr
Nicht Blut, nicht Thräne floß.
Sein Füllhorn, reich und segenschwer,
Der holde Fried' ergoß:
Da drückt' ihm erst die sanfte Ruh
Zu süßem Schlaf die Augen zu;
Da kehrt' in seinen Vaterblick
Der Freude holder Strahl zurück.

„Nun athme Frieden, treues Land,
„Und erndte Freuden ein:
„Sei durch des Wohlthuns schönes Band
„Für Ewigkeiten mein!
„Gesegnet sei mir Herr und Knecht,
„Geheiligt jedes Menschenrecht!"
So sprach sein Herz, und Jung und Alt
Empfand der Liebe Allgewalt.

„Schlag' lange, edles Kaiserherz!"
War Aller ihr Gefühl,
Und Freud' erscholl bei Sang und Scherz
In lieblichem Gewühl;

Rasch fliegt der Jugend Reihentanz,
Froh giebt das Mädchen Ring und Kranz,
Und jauchzend sehn ihr Vaterland
Noch Greise an des Grabes Rand. — —

Ha! sel'ges Land, was ist mit dir?
Naht dir ein wilder Feind? —
Schreck und Erblassen dort uud hier,
Der graue Krieger weint; —
Weh über dich! Allüberall
Ertönt schon dumpfer Klagehall;
Wie eine Wolke donnerschwer,
Rauscht das Gerücht: Er ist nicht mehr!

Nicht mehr ist Vater Leopold,
Der Völker Stolz und Glück!
Rollt, edle Bürgerthränen, rollt!
Kein Flehn bringt ihn zurück.
Ha! Welche Nacht auf schönen Tag!
Aus Purpurwolken Donnerschlag!
Rollt, edle Bürgerthränen, rollt!
In tiefer Gruft schläft Leopold.

Schon jammert schaurig dumpf und bang
Der Todtenglocken Hall;
Schon wallt, und wallt der Trauerklang
Von Thürmen überall.

Stimm' ein und wimmre, deutscher ang,
Wie zwischen Klippen Wogendrang!
Seufz' um die große Fürstengruft,
Wie Windgeächz' in Felsenkluft!

Leb wohl, du edles Kaiserherz!
Die Menschheit weint um dich;
Schlugst ja für Menschenfreud' und Schmerz
So menschlich-kaiserlich.
Leb wohl, und mit dir Gottes Ruh
Wir rufen uns mit Thränen zu:
Ein Engel schwebt' aufs deutsche Land.
Mit Segen nieder — und verschwand.

Jahrhunderte, ihr kommt und flieht
In ew'gem Wechseltanz,
Und nimmer welkt und ewig blüht
Des besten Fürsten Kranz.
Schnell ist verweht des Helden Ruhm,
Trophäen sind kein Heiligthum,
Ein Fürstenherz voll Menschlichkeit
Sieht feiernd noch die Ewigkeit.

Trinklied.

Nach: Am Rhein, am Rhein.

Herbei, herbei, die ihr mit Eichenlaube
Den Freiheitshut bekrönt!
Herbei, herbei, zum Feuergeist der Traube,
Wer sich nach Geichheit sehnt!

Nur hier, nur hier, bei Bacchus Wundergaben,
Klirrt keine Kette mehr;
Und hier nur herrscht, den Erdensohn zu laben,
Die Freiheit hoch und hehr.

Verbannt, verbannt ist jeder Freiheitsräuber
Nur Bacchus thront beim Wein,
Hier dürfen selbst Pariser Höckerweiber
Nicht Königinnen sein.

Hier giebt es nicht Fürst, König oder Kaiser,
Gesetz nicht und Mandat;
Minister nicht, und keine alten Häuser,
Selbst nicht hochweisen Rath.

Wir sind, wir sind die Edlen von der Flasche,
Wie Eier alle gleich,
Ihr Adelsbrief ward längst zu Staub und Asche,
Denn steinalt ist ihr Reich.

Wir sitzen hier in trauter Tafelrunde,
Als freie Nation,
Und singen All' die Herzen auf dem Munde,
Im hohen Freiheitston.

Bei uns nur ist noch Gleichheit aller Güter,
Denn Jedem lacht ein Glas,
Und sanft erfüllt uns Freude die Gemüther
Mit übervollem Maas.

Ein Jeder legt nach Kräften seine Gabe
Zum Wohl des Reiches dar,
Bringt wohlgemuth von seines Witzes Habe
Ein Scherflein blank und baar.

So trinkt, so trinkt, die ihr mit Eichenlaube,
Den Freiheitshut bekrönt!
Genieße froh vom Feuergeist der Traube,
Wer sich nach Gleichheit sehnt!

Das Glas empor! In ew'gem Segen blühe
Der Trinker Vaterland!
Und jedes Herz und jede Wange glühe
Beim Namen: Vaterland!

Ertöne laut der Gläser Festgeläute!
Preiß, Preiß dem edlen Wein!
Stoßt dreimal an! Tod oder Wein und Freude!
Soll unsre Loosung sein!

Der erfrorne Weinstock.

Hat auch der Nordwind dich schon getödtet,
Weinstock, der mit Früchten schön geröthet,
Nachbarlich sich um mein Fenster wand? —
O so früh dahin! — und deinen Reben
Ach, entquoll so seelenvolles Leben;
Jeder träumte sich ins bessre Land.

Junger Weinstock, deine Freunde trauern,
Sehn mit Wehmuth nach den öden Mauern,
Wo du starbst, und wo dein Stamm vergeht.
O bei deiner Trauben süßem Feuer
Tönte Hochgesang bei Harf' und Leier;
Und dieß alles hat der Wind verweht!

Bäume leben noch, bei deren Früchten
Unsre edlern Geister schamlos flüchten,
Und der grobe Körper üppig siegt;
Bäume, die den kalten Schwachkopf laben,
Während sich bei deinen Göttergaben
Jedes edle Herz in Wonne wiegt.

Muß, geweiht zum heilgen Dichterkranze,
Der Begeistrung schöpferische Pflanze,
Muß sie frühen Todes Opfer sein? —

Hebt sie Sänger unter Sturm und Wettern
Hoch empor zu ihren Lieblingsgöttern,
Soll man ihr kein dankbar Opfer weihn? —

Lebe wohl! dein wollustvoller Segen
Komm in andern Welten uns entgegen!
Selig sei der Ewigkeiten Rausch!
Nichts erstirbt in Gottes Weltenmeere;
Zahllos wechseln seiner Wesen Heere;
Leben — Tod — es ist ja nur ein Tausch. —

So, wie du, erstirbt der junge Dichter,
Der der Zukunft zauberische Lichter
In erhabner Ahndung vorgenoß;
Ihm entströmten feurige Gefühle,
Früh versinkt er in des Grabes Kühle,
Fühlt die Thräne nimmer, die ihm floß.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	9
Ausgewählte Gedichte. Das letzte Abendlauten des Schulmeisters zu Krondorf	11
Ode auf's neue Jahrhundert	16
Sehnsucht	21
Die Mutter der Vorwelt	23
Das Leben, ein Traum	28
Die Maikäfer	29
Tischlerlied	32
Rundgesang dem durch den Eisgang der Saale im Jahr 1799 verunglückten Landmann Hofmann	35
Der Fruhling	38
Abendlied	39
Die Hoffnung	42
Die Verlaumdung	45
Tägl cher Zuruf	48
Die Natur	48
An den Gott des Schlafs	51
Der Bund des Gefühls	58
Die Geduld	60
Die Stille	62
Die Frühlingsnacht	63
Die Vernunft	64
Gebet um den Weinstock	66
Der Knabentanz auf dem Kirchhofe	67
Die Freiheit des Menschen	71
Trennungsphantasie	77
Die Zeit	79
Gefuhl der Schönheit	82
Die Wollust	86
Das Schicksal	90
Volkslied	91
Trinklied	96
Der erfrorne Weinstock	98

3 0112 061740822